8. Heft -13.
enthaltend „Historische Novellen." Band I. S. 1—96.

Conrad von Bolanden's

Gesammelte Schriften

in

illustrirten Volksausgaben.

Zweite Serie.

Nebst Bild auf Seite 27

1872.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet

Preis pro Heft 12 kr. — 4 ngr.

Conrad von Bolanden's
Gesammelte Schriften.

Volksausgabe.

Vierzehnter Band.

Historische Novellen. 1. Band.

1872.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geiste aufgeklärt werden."

Erster Band.

1. Der Gefangene von Küstrin.
2. Judas Makkabäus.

1872.

Regensburg, New York & Cincinnati.

Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Der Gefangene von Küstrin.
Judas Makkabäus.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Zweite Auflage. Mit 3 Bildern.

1872.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

I.
Der Gefangene von Küstrin.

Die Blauen.

Im Jahre siebenzehnhundert dreißig standen zu Küstrin zwei Riesen vor einem kleinen Hause Wache. Die beiden Riesen gehörten zu den „blauen Kindern" des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I.

Wilhelms Vater, Friedrich I., liebte die Pracht, — der Sohn liebte die Soldaten. Friedrich I. verschwendete Millionen für äußeren Prunk, — sein Sohn verachtete den Prunk, führte einen knappen Haushalt, berechnete Alles bis auf den Pfennig, stieg sogar bis zur täglichen Durchsicht des Küchenzettels herab, von dem er alle theuren Speisen wegstrich, — aber er verschwendete noch weit mehr Millionen für seine „blauen Kinder," wie er die blau uniformirten Soldaten nannte, als sein Vater für den unnützen Prunk.

Dabei waren Wilhelms 64,000 „blaue Kinder" noch unnützer, als Friedrichs königliche Pracht; denn er schuf

das Heer nicht zum Kriegsdienste, sondern zur Parade. Wie der Vater das Auge ergötzte am Glanze eines verschwenderischen Hoflebens, so ergötzte Wilhelm das Auge an den lebenden blauen Puppen.

Mein Gott, — jeder Mensch hat seine Neigung, seine Vorliebe, seine Liebhaberei! Die „Blauen“ wurden tüchtig gedrillt, sie mußten täglich paradiren, der König schwelgte im Anblicke der lang hingestreckten blauen Linien, die sich wie ein Mann bewegten, deren Gewehrläufe im Sonnenschein blitzten, deren Gamaschendienst die höchste Vollendung erreicht hatte. — Das war die Liebhaberei Friedrich Wilhelms I.

Aber diese Liebhaberei erschöpfte das Land, und die Aushebungen steigerten sich zu unerträglichen Erpressungen. Jeder dienstfähige Bursche war keinen Augenblick sicher, von den Werbern des Preußenkönigs ergriffen und unter die Blauen gesteckt zu werden. Gegen die Gewaltthat der Werber schützte kein Gesetz, keine Schranke, kein Heiligthum. Im Jahre 1720 überfielen die Werber einige Gemeinden Westphalens während des Gottesdienstes. Sie drangen in die Kirchen und führten die schönsten Burschen gewaltsam fort. Zwei Pfarrer wagten es, gegen diese Gewaltthätigkeiten zu eifern. Die Pfarrer wurden ergriffen, in Ketten nach Berlin gebracht, und von dem grausamen Minister Katsch zur Amtsentsetzung und zur Prügelstrafe verurtheilt.

Das Volk murrte. Friedrich Wilhelm erkannte die Nothwendigkeit der Abhilfe. Darum führte er das Kantonalsystem ein.

Was ist das Kantonalsystem?

Ganz Preußen wurde in Bezirke eingetheilt, und diese Bezirke wieder in verschiedene Hauptmannschaften. Jeder Bezirk war einem bestimmten Regimente zugetheilt, dem er die Mannschaft zu stellen hatte. Jeder Preuße war kriegsdienstpflichtig. Alljährlich kamen Offiziere der Regimenter in ihre Bezirke, alle neugebornen Knaben wurden aufgeschrieben, die Verstorbenen von der Liste gestrichen. Mit der Einschreibung trat das Kind in das Verhältniß der Abhängigkeit; denn bis zur Dienstfähigkeit stand es unter der Botmäßigkeit der Grundherrschaft. Die Inhaber der Regimenter und die Spitzen der Hauptmannschaften, welche Ländereien besaßen, hoben ganze Dörfer aus, — nicht für den König, sondern für sich. Die Ausgehobenen trugen den Titel „Ergänzungsmannschaft", — unter diesen Titeln dienten sie den Junkern als Köche, Reitknechte, Bediente, Bauern. In Preußen gab es daher so viele Selbstherrscher, als es Bezirke und Hauptmannschaften gab. Verabschiedete kehrten in dasselbe Verhältniß der Abhängigkeit zur Grundherrschaft zurück.

Der russische Leibeigene ist frei, nachdem er zwanzig Jahre dem Czaaren gedient; den preußischen Leibeigenen befreite erst der Tod.

Dies war die Abhilfe durch das Kantonalsystem.

Wilhelms Liebhaberei hatte noch einen Beigeschmack, dessen Seltsamkeit und Thorheit in der deutschen Geschichte nicht wiederkehrt. Sein Gardregiment sollte

aus den „längsten Leuten" in ganz Europa bestehen. Selbst Asien gab seine Riesen heraus, zur Befriedigung der Liebhaberei des Preußenkönigs. Aber jene „Längsten" mußten oft mit Geld aufgewogen, zuweilen mit Gewalt entführt werden. Beinahe hätte die Frechheit und Gewaltthätigkeit preußischer Werber einen Krieg zwischen England und Preußen entzündet. Kleine Fürsten mußten sich die längsten Unterthanen geduldig stehlen lassen; denn sie konnten nicht drohen wie Hannover oder die Niederlande.

General Seckendorf, österreichischer Gesandter in Berlin, schrieb an den Prinzen Eugen nach Wien: „Man kann dem Könige kein größeres Vergnügen bereiten, als mit langen Lümmeln, wie denn bisher Rußland, England, Frankreich, Dänemark und Schweden gleichfalls gethan, und auf diese Art des Königs Gemüth gewonnen haben. Denn bei Ihro preußischer Majestät kann man mit langen Leuten mehr ausrichten, als mit allen Vernunft- oder Rechtsgründen."

Friedrich Wilhelm schenkte Peter I. von Rußland ein schönes Jachtschiff, welches 100,000 Thaler kostete; als Gegengeschenk erhielt der Preußenkönig 150 Leibeigene, und zwar die längsten, welche in ganz Rußland aufzutreiben waren.

Die beiden Riesen vor dem kleinen Hause zu Küstrin gehörten zu des Königs Garderegiment, — ein Umstand, der augenblicklich die Wichtigkeit des Wachtpostens verrieth. Ihre langen Beine stacken in engen straff angezogenen Hosen, an deren Schnitt sich abermals die

Sparsamkeit des preußischen Monarchen erwies; denn kein „Blauer" konnte knieen, ohne die Beinkleider zu sprengen. In steifer Haltung, das Gewehr an die Schulter gelehnt, den schwerfälligen Hut auf dem Kopfe, am Rücken den baumelnden Haarzopf, über dem blauen Rocke gekreuzte Lederriemen mit Säbel und Tasche, standen sie zu beiden Seiten des verschlossenen Einganges. Das kleine Haus mit der einzigen Etage war kein Gefängniß. Aber die Wache, die verschlossene Thüre, die stark vergitterten Fenster, der verwetterte graue Anstrich und die Todesstille machten es noch düsterer, als ein Gefängniß. Zuweilen erlaubte sich die Wache verstohlene Blicke durch die Fenster, sie belauschte jedes Geräusch im Innern. Sie schienen das einfache Haus mit den vier vergitterten Fenstern nicht blos mit den Augen, sondern auch mit den Ohren zu bewachen.

Nur selten schlich ein mildernder Zug durch die rauhen Gesichter. Dieß geschah jedesmal, wenn sie hinüber blickten nach der Bierschenke „Zum Grenadier". Sie hörten die Gläser klirren, die wechselnden Gespräche munterer Zecher, — sogar eine Versuchung für die meisterhaft gedrillten blauen Kinder Friedrich Wilhelms.

In der Schenke saßen Bürger aus Küstrin in lebhaftem Gespräche. Sie deuteten öfter nach dem kleinen Hause hinüber, wo die Wache stand. Behauptungen wurden aufgestellt und wieder verworfen. Bald führte Einer das Wort, bald sprachen Mehrere zusammen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung mochte ungewöhnlich

ernst sein; denn ihre Züge trugen das Gepräge der Wichtigkeit, zuweilen des Schreckens.

Plötzlich verstummte die Unterhaltung. Zwei lange Garden waren eingetreten. Der Wirth, ein kleiner dicker Mann mit pfiffigen Augen und stets lächelnden Mienen, trat ehrfurchtsvoll grüßend heran

„Ihro Gnaden, Herr Feldwebel, was steht zu Befehl?"

„Einen Krug Ducksteiner."

Die übrigen Gäste hatten die Bestellung vernommen und blickten unterwürfig zu den Blauen hinüber. Der Krug „Ducksteiner" hatte ungefähr denselben vornehmen Klang, als wenn man jetzt in einer Schenke zu Küstrin sagen würde: „Eine Flasche Deidesheimer."

Die Bürger hatten noch einen andern Grund zu ehrfurchtsvollem Verhalten. Die riesigen Garden waren des Königs Schooßkinder. Seit drei Wochen lagen zwanzig Mann von ihnen in der Veste. Sie waren von Berlin herübergekommen, zur Bewachung des kleinen Hauses, und die Bürger betrachteten sie, wie man Personen betrachtet, denen eine wichtige Aufgabe geworden.

Der Feldwebel schüttete in langen Zügen den Gerstensaft hinab und schob den Krug, mit dem Ausdrucke des Wohlbehagens, seinem Kameraden hin.

„Wahr bleibt wahr, — das Bier ist gut, Herr Wirth!"

„Das höre ich gern, Herr Feldwebel, mein Seel! Sie kommen aus der Residenz und verstehen sich auf die Getränke. Wir auf dem Lande, — denn Küstrin ist doch nur ein Dorf gegen Berlin, — wir auf dem Lande trinken gemeines Bier. Die Herren aus der Residenz trinken natürlich das Beste. Ich sage Ihnen, Herr Feldwebel, aus demselben Faß in Duckstein trinkt auch Seine Majestät!"

„Von diesem Bier kann selbst der König trinken," warf der Feldwebel vornehm hin.

„Wie mich das freut, besonders von Ihro Gnaden," sagte der Wirth, vergnügt die Hände reibend. „Von allen Gästen sind mir nämlich die Kinder Seiner Majestät am liebsten, — und von den Kindern Seiner Majestät sind mir wieder die Herren von der Garde am liebsten. — Bleiben die Herren noch lange bei uns?"

„Kaum! Morgen in der Frühe, Punkt acht Uhr, wird Katte," — und er machte mit der Hand eine abschneidende Bewegung um den Hals. „Sodann kommt der Prinz an die Reihe, und wir kehren nach Berlin zurück."

In die Züge der Bürger trat Staunen und Entsetzen.

„Der Prinz? Das glaub' ich nicht!" rief der Wirth.

„Dann mag Er's bleiben lassen," versetzte der Feldwebel.

„Um Vergebung, Ihro Gnaden! Sie wissen Alles genau, — ich glaub' Ihnen auf's Wort, — aber nochmals, um Vergebung! Es will mir nicht in den Kopf, daß unser guter König seinen eigenen Sohn erschießen läßt."

„Hab' auch nicht gesagt, daß er todtgeschossen wird. Aber geköpft wird er, wie der Lieutenant Katte."

Die Bürger schüttelten unmuthsvoll die Köpfe. Der Wirth setzte sich dem Feldwebel gegenüber.

„Unser König ist gerecht," fuhr der Blaue fort. „Hab' selber schon öfter gesehen, daß er eigenhändig auf der Straße allerlei Gesindel durchprügelte. Bei schweren Verbrechen reichen aber Prügel nicht aus. Alle Verbrecher müssen sterben. Da nun Prinz Friedrich ein Verbrecher ist, muß auch er sterben. — Jawohl, unser König ist gerecht," — und er setzte den Krug an den Mund.

„Wenn Ihro Gnaden erlauben, was hat denn eigentlich der Prinz angestellt? Oder vielmehr, worin besteht das Verbrechen des Prinzen Friedrich?"

„Da fragt Er mich zu viel! Weiß nur, daß der König den Prinzen eigenhändig erstochen hätte, wenn nicht Offiziere dazwischen getreten wären, — und daß ein Kriegsgericht den Prinzen zum Tode verurtheilte*)."

---

*) Der Feldwebel ist hier nicht genau. Das Kriegsgericht erklärte sich für unzuständig, über ein Glied der königlichen Familie zu richten.

„Hm, — hm!“ brummte der Wirth, die Bierflecken auf dem Tische verwischend. „Prinz Friedrich zählt erst einundzwanzig Jahre und muß sterben, wie ein Mörder. Doch gar zu traurig ist das, mit Ihro Gnaden Erlaubniß.“

„Das mag Er nehmen, wie Er will! Für meinen Theil wollt' ich lieber ehrlich erschossen werden, als lebenslänglich so im Käfig sitzen, wie der Prinz bis zur Enthauptung sitzen muß. Denk' Er sich, Herr Wirth, die Thüre der Stube, worin der Prinz sitzt, darf im Tage nur drei Mal geöffnet werden und nie länger als vier Minuten. Bei Todesstrafe ist verboten, ein Wort mit ihm zu reden. Das Essen wird ihm Alles klein geschnitten hineingebracht, weil der König Gabel und Messer strengstens verbot. Feder und Dinte darf er auch nicht haben, — auch seine Flöte nicht, und außer der Bibel und etlichen Gebetbüchern kein anderes Buch*). — Ist das nicht ein wahres Hundeleben? Lieber zweimal über die Klinge springen, als nur ein Jahr so hinschmachten.“

„Und ich, mit Ihro Gnaden Erlaubniß, möchte lieber fünfzig Jahre so hinschmachten, als nur einmal geköpft werden.“

„Geschmacksachen!“ meinte der Feldwebel. „Aber Schade ist's um die schöne Dorothe, — auch sie muß sterben wegen des Prinzen.“

---

*) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 596.

„Die Dorothe? Wer ist das?"

„Das ist das schönste Mädchen von der Welt, — sechszehn Jahre alt, die Tochter eines Schulmeisters in Potsdam und des Prinzen Schätzchen. Donnerwetter, — der König sollte sie begnadigen und mir zur Frau geben."

„Aber um's Himmels Willen, warum muß denn die schöne Dorothe sterben?"

„Hört Er denn nicht? Einfach darum, weil der Prinz in heimlichen Verhältnissen mit ihr gelebt, und weil der König solche Heimlichkeiten nicht ausstehen mag *)."

Die Blauen hatten den Krug geleert, bezahlten und gingen. Der Wirth trat zu den Bürgern.

„Nun, wie steht's, meine Freunde? Hatte euch der Wirth zum Grenadier ein Märchen aufgebunden? Oder hab' ich euch die reine Wahrheit gesagt?"

„Das will mir nicht in den Sinn," sagte ein Bürger, „daß ein Vater den eigenen Sohn kann köpfen lassen."

„Hm," — brummte ein Anderer, „der König nennt auch uns seine Kinder, und doch saugt er uns das Mark aus den Knochen."

---

*) Des Prinzen Geliebte wurde nicht getödtet, sondern öffentlich durch die Straßen der Stadt gepeitscht und lebenslänglich in das Spinnhaus gesteckt.

„Die Blauen wollen leben und sie leben von unserem Schweiß und Blut."

„Beklagt euch nicht, — lieber ausgesaugt, als nach Spandau in den Karren geschickt oder geköpft werden."

„Ein unbarmherziger König!

„Ein harter Vater!"

„Ein grausamer Vater!"

„Bst — bst, — meine liebwerthen Gäste, keine solchen Reden in meinem Hause! Unser König ist ein ausgezeichneter Monarch, — ein guter Landesvater, — ein frommer Christ, — ein gerechter Richter. So lautet der Wahlspruch des Wirthes „Zum Grenadier!" Denken freilich könnt ihr, was ihr wollt; denn Gedanken sind noch zollfrei."

Die Hinrichtung.

Lieutenant Katte, in das geheimmißvolle Verbrechen des Kronprinzen verwickelt, war zum Tode verurtheilt worden.

Am Morgen des sechsten November trat ein Offizier in die Stube des Prinzen. Der Prinz saß auf dem einzigen Stuhle vor dem einzigen Tische des Zimmers. Er trug einen blauen abgeschabten Rock, zugeknöpft bis an den Hals, und Beinkleider, deren Beschaffenheit mit dem abgeschabten Rocke übereinstimmte. Er hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in die Hände gedrückt. Vor ihm brannte ein Oellicht, dessen matter Schein mit dem hereinbrechenden Novembermorgen stritt.

Beim Oeffnen der Thüre sah er überrascht auf. Nach den Instruktionen von Berlin durfte das Zimmer erst um acht Uhr geöffnet werden, und jetzt war es sie-

ben. Er blickte den Offizier fragend an, ohne die sitzende Haltung zu verändern. Dieser war unmittelbar vor den Tisch hingetreten, ohne Gruß, ohne die geringste Ehrenbezeiguug für den Sohn seines Königs. Diese Rücksichtslosigkeit lag abermals in den Instruktionen von Berlin. Friedrich Wilhelm hatte die Bande des Blutes zerrissen, den Sohn aus dem Heere gestoßen, ihn zum Tode verdammt, und wollte ihn behandelt wissen, wie jeden Verbrecher.

„Ich habe zu melden," begann der Offizier, „daß Lieutenant Katte heute, Schlag acht Uhr, vor Ihrem Fenster enthauptet wird, und daß Sie, nach Seiner Majestät Befehl, die Enthauptung ansehen müssen."

Friedrichs hagere Gestalt schnellte empor, Ueberraschung und Entsetzen in den Zügen.

„Was spricht Er da?"

Der Offizier wiederholte den Auftrag.

„Katte enthauptet, — mein Freund Katte enthauptet? Und warum?"

„Weil er als Verbrecher zum Tode verurtheilt wurde."

„Katte ist kein Verbrecher," stieß Friedrich scharf hervor. „Ich bin der Verbrecher, ich allein. Katte vollzog meine Befehle, und ein Diener, der seines Herrn Befehle getreu erfüllt, ist kein Verbrecher."

„Dies habe ich nicht zu beurtheilen."

„Ich sage Ihm, Katte darf nicht sterben," rief der Prinz lebhaft, „mich allein treffe die ganze Strafe. Mein

allergnädigster Vater morde seinen Sohn, seinen Thronerben, wenn doch einmal gemordet sein muß, — wenn nun gerade die Majestät Blut sehen will."

Der Offizier zuckte die Achseln.

In der Ferne hörte man Trommelwirbel und dann einen Trauermarsch. Eine Abtheilung Militär zog vom Walle nieder auf den freien Platz, vor das kleine Haus. Die Bürger Küstrins liefen von allen Seiten herbei, das blutige Schauspiel zu betrachten. Die Soldaten zogen einen engen Kreis, und den Mittelpunkt dieses Kreises bildete der Scharfrichter.

Der Kronprinz war an das Fenster getreten und betrachtete diese Vorbereitungen mit steigender Erregung.

„Hört Er denn nicht," rief er ungestüm, „daß Katte nicht getödtet werden darf? Fort, — melde Er Nazmer, daß die Hinrichtung verschoben werden muß."

„Die gemessensten und strengsten Befehle Seiner Majestät fordern die Hinrichtung."

„Und ich fordere Aufschub! Ich, der Kronprinz, befehle Ihm, dieß dem Feldmarschall zu sagen. Vorwärts marsch! — Katte's Blut komme über Ihn, so Er zögert. Fort zum Feldmarschall!"

„Was soll ich dem Commandanten melden?"

„Daß ich einen Eilboten nach Berlin sende, — daß ich dem Throne entsage, — daß ich lebenslänglichem Gefängnisse mich unterwerfe, — daß ich sogar den Tod

erdulden will zur Rettung meines Freundes. — Nun, was will Er noch mehr? Fort zum Commandanten!"

Der Offizier, durch das heftige verzweifelte Wesen Friedrichs gedrängt, und von ihm nach der Thüre hingeschoben, verließ eilig Stube und Haus.

Der Prinz rannte in der größten Verwirrung hin und her. Bald stand er am Fenster, angstvolle Blicke über den mit Soldaten und Volk dicht gedrängten Platz werfend, bald lauschte er nach der Thüre hin, die Rückkehr des Offiziers erwartend. Endlich kam dieser.

„Es ist unmöglich!" sprach er. „Katte muß zur bestimmten Stunde sterben. Der strengste Befehl des Königs macht den Feldmarschall für den genauen Vollzug des Urtheiles verantwortlich.

Wider Erwarten vernahm Friedrich diese Kunde mit vieler Ruhe. Er senkte das Haupt auf die Brust herab und stand eine Weile schweigend.

„Armer Katte," sprach er bewegt. „Es ist also deine Bestimmung, unter dem Schwerte des Henkers zu sterben, — und was vermögen Menschen wider den Schicksalsspruch? Unglückseliger Katte, — du bist prädestinirt, vielleicht nur einige Tage vor deinem Herrn zu sterben."

Er richtete das Auge forschend auf den Offizier.

„Oder nicht einige Tage?" fragte er beklommen. „Vielleicht nur wenige Stunden vor mir? Hat Er nicht auch so einen Befehl des Königs in der Tasche, daß

Kronprinz Friedrich Schlag zehn Uhr vom Leben zum Tode befördert werden muß? Hat Er?"

„Ihr Todesurtheil ist zwar gesprochen, wie man hört, die Zeit des Vollzuges aber noch nicht bestimmt."

„Un homne plaisant! Damit spaßt Er doch nur, mein lieber Mann?"

„In solchen Dingen spaßt man nicht."

Der riesige Feldwebel trat ein.

„Ihre Gnaden zu vermelden, daß Katte am Platze ist."

„O Himmel und Erde!" rief der Prinz, welcher an das Fenster geeilt war.

Katte, in der Uniform des Lieutenants, stand mitten im Kreise, neben ihm der Prediger Müller. Zwei Gardegensdarmen traten zu dem Verurtheilten heran, rissen ihm die Offiziersauszeichnung vom Kleide und streiften ihm den Rock aus. Katte preßte bei dieser Handlung die Lippen krampfhaft zusammen und strengte alle Kraft an, Ruhe und Fassung zu bewahren. Er selbst nahm das Tuch vom Halse und bemerkte dem Prediger, daß geistlicher Zuspruch ferner überflüssig sei.

Die dicht gedrängte Volksmasse reckte die Köpfe in die Höhe, jeder Kopf wollte den Unglücklichen sehen, und jedes Auge das schreckliche Schauspiel genießen. Das Drängen und Streben verursachte ein stetes Hin- und Herwogen, der Fluth vergleichbar, die ihr Opfer ver-

schlingen will. Als vom Thurme die Todesstunde schlug, verstummte das rauschende Gemurmel. Grabesstille ruhte über der Menge.

Der Scharfrichter hatte das Oberkleid abgelegt und das Hemd aufgestülpt, so daß die hervorspringenden Sehnen der nervigen Arme sichtbar wurden. Er faßte das blanke Schwert mit beiden Händen und machte, gleichsam zur Uebung, einige schlagende Bewegungen.

Katte kniete nieder, das Gesicht nach dem Fenster des Prinzen gekehrt. Der Henkersknecht trat heran, die Hand nach dem Kopfe des Verurtheilten ausstreckend. Müller wich zurück und wandte dem blutigen Vorgange den Rücken. Die Menge wagte kaum zu athmen, tausende von Augen hingen erwartungsvoll an den drei Personen in Mitte des Kreises, — und in keinem dieser Augen glänzte eine Thräne des Erbarmens.

In diesem Augenblicke tiefster Ruhe wurde ein Fenster des kleinen Hauses aufgerissen. Friedrich erschien unter dem Fenster. Sein langes Haar hing verwirrt um das Haupt, sein Gesicht war entstellt und leichenblaß. Er rang die Hände nach dem Verurtheilten hin. Durch das Volk lief ein dumpfes Gemurmel.

„Katte, — Katte, —“ stieß der Prinz mühsam hervor, „Katte, vergib mir!“

Der Angerufene blickte empor. Eine starke Bewegung glitt über sein Gesicht. Er zwang die Bewegung nieder.

„Ich wüßte nicht, was ich zu vergeben hätte," rief er mit lauter, sicherer Stimme.

„Vorwärts!" klang die Stimme des befehlenden Offiziers.

Der Henkersknecht fuhr mit harter Faust dem Unglücklichen in die Haare, der Scharfrichter holte zum Schlage aus, — der Prinz fiel in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, war Alles vorbei. Der Platz war menschenleer. Vor dem Hause lagen Kopf und Rumpf Katte's. Sie blieben liegen bis Nachmittag und wurden dann von einigen Bürgern weggetragen.

Der Kronprinz hatte den Anblick der Leiche vermieden, so lange sie vor dem Fenster lag. Nachdem sie weggetragen worden, schritt er unabläßig im Zimmer hin und her. Es wühlte etwas in ihm. Den ganzen Tag über genoß er keinen Bissen. Gegen Abend ließ er den Prediger Müller rufen.

Der junge Mann glaubte bisher nicht an die Möglichkeit seiner Enthauptung. Er hielt den Vater für unfähig, ihn tödten zu lassen. Nach Verlauf der strengen Haft und der geistlichen Uebungen, meinte er, würde ihn der König wieder in Gnaden aufnehmen. Nicht Katte's Tod, wohl aber ein begleitender Umstand überzeugte ihn, daß er sich getäuscht habe, daß seine Hinrichtung dennoch beschlossen sei.

Er kannte nämlich das Streben seines Vaters, Peter den Großen von Rußland möglichst getreu nachzuahmen.



„Der Prinz fiel in Ohnmacht.“

Auch Peter hatte seinen Thronerben Alexis hinrichten lassen, zuvor aber dessen Freund, wovon Alexis Augenzeuge sein mußte. Indem Friedrich Wilhelm vor dem Fenster Friedrichs den Lieutenant Katte enthaupten ließ und ihn zwang, dieser Hinrichtung beizuwohnen, befolgte er abermals das Beispiel Peters des Großen. Daß nun auch der zweite Akt, die eigene Enthauptung, bald folgen würde, lag für den Kronprinzen außer allem Zweifel. Kaum hatte sich diese Gewißheit ihm aufgedrängt, so erfaßte den jungen Mann eine namenlose Angst. Er überlegte, wie das Schreckliche könne abgewendet werden. Er überdachte verschiedene Wege und verwarf sie alle wieder. Am sichersten schien es ihm, sich an das religiöse Bewußtsein des Königs zu wenden, und hiezu eines Mannes sich zu bedienen, der beim Fürsten in hohem Ansehen stand. Dieser Mann war der Prediger Müller.

„Ich habe Sie rufen lassen," begann der Kronprinz, nachdem Müller eingetreten war, „um von Ihnen über die letzten Augenblicke Katte's Einiges zu erfahren. Ging er mit Ruhe und Fassung in den Tod?"

„Die tiefste Reue über sein Verbrechen abgerechnet, vollkommen ruhig und gefaßt."

„Ueber sein Verbrechen? Worin bestand dieses Verbrechen?"

„Näher hat er dies nicht erläutert, mir aber mehrere Aufträge an Ihre Hoheit gegeben."

„Aufträge? Lassen Sie hören!"

„Zuerst bittet er, Ihre Gnaden möchten, wenn Sie zur Regierung gelangt seien, an keinem Mitschuldigen seines Todes Rache nehmen. Sein Tod sei ein gerechter und die Sühne seiner Schuld.“

„Die Bitte ist edelmüthig, zugleich aber überflüssig, wie mir scheint. Ist seine Todesstrafe eine gerechte, dann müßte ich ein ungerechter König sein, jene zu verfolgen, die ein gerechtes Urtheil gesprochen oder veranlaßten. Doch will ich ein gerechter König werden, das heißt, wenn ich hiezu prädestinirt bin. Ein Mensch wird ja doch nur das, wozu er von Gott prädestinirt ist. — Weiter, wenn es dem Herrn beliebt.“

„Sodann richtet Katte die flehentliche Bitte an Ihre Gnaden, in sich zu gehen, Gottes Vorsehung anzuerkennen, sich Ihrem gnädigsten Herrn Vater zu unterwerfen, — endlich Jenen nicht zu folgen, welche Ihren jugendlichen Leidenschaften schmeicheln, sondern Jenen, welche Ihnen die Wahrheit sagen.“

„Katte ist im letzten Augenblicke ein Bußprediger geworden, wie ich höre,“ sagte Friedrich, nicht ohne leichten Spott, der ein Zug seines Charakters war, und der auch im Unglücke ihn nicht verließ.

„Es sind die Worte eines Sterbenden,“ entgegnete Müller.

„Und Sterbende sagen die Wahrheit,“ erwiederte Friedrich ernst.

Er stand einen Augenblick schweigend und schlug das Auge zu Boden.

„Katte verlangt, ich soll in mich gehen! Sehr lobenswerth, — ich nehme den Rath an. — Zweitens: dem Vater mich unterwerfen, — ebenfalls löblich, — ich unterwerfe mich. — Drittens: den Schmeichlern entsagen und bittere Wahrheiten gerne hören, — auch das will ich versuchen. — Viertens: die göttliche Vorsehung anerkennen," — und der Prinz machte eine Bewegung, als hätte man den empfindlichsten Theil seines Wesens berührt. „Die göttliche Vorsehung?" wiederholte er gedehnt. „Warum nicht? Ein Wurm, auf den man tritt, kann sich nur krümmen, des Trittes aber nicht erwehren. O ja, — ich unterwerfe mich der göttlichen Vorsehung. Noch mehr, — ich erkenne sogar die Prädestination an."

„Um Vergebung, — die Prädestinationslehre ist eine falsche und höchst verderbliche Lehre," sprach Müller.

„Dies haben mir schon einige Theologen und auch mein theologisch gebildeter Vater gesagt. Immerhin, ich nehme sie an."

Der Prediger betrachtete unschlüssig den jungen Mann. Er wußte, daß Friedrich jener Lehre mit voller Ueberzeugung anhing, daß nach Friedrichs Ansicht aller Menschen Loos schon bei der Geburt von Gott bestimmt oder prädestinirt wurde. Er wußte, daß der König, ein streng gläubiger Mann, deßhalb mit dem Prinzen in heftige Streitigkeiten gerieth, daß den Vater diese religionswidrige Anschauung des Sohnes tief beunruhigte und schmerzte, daß er die geachtetsten Theologen zu dessen Bekehrung verwendete, und daß jene Männer vergeblich

Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Offenbarung gegen den ungläubigen jungen Mann aufboten. Unter solchen Umständen war Müller nicht geneigt, sich in vergebliche Disputationen einzulassen. Da er jedoch die gedrückte Stimmung Friedrichs bemerkte, so hoffte er, dieselbe erfolgreich benützen zu können.

„Ich kann der Ansicht Ihrer Hoheit nicht beistimmen," sagte er. „Eine absolute Vorherbestimmung des Menschen zum Guten oder Bösen, zum Himmel oder zur Hölle, widerspricht geradezu der göttlichen Güte und Gerechtigkeit. Wie vermag Gott einen Menschen zu verdammen, der nur gethan, was er thun mußte?"

„Das haben mir die Herren von der Bibel öfter gesagt."

„Und dann," fuhr der Prediger fort, „wie steht es mit des Menschen Freiheit? Ist irgend ein Mensch frei, der nur thuen kann, was er thuen muß?"

„Sklaven sind wir ja Alle," warf der Prinz hin.

„Sklaven? Nein! Auch in Ketten und Banden ist der Mensch frei, — kann frei sein Wollen regeln und bestimmen. Hievon muß Ihre Hoheit selber Zeugniß geben. Sie konnten Katte's letzte Bitten annehmen oder verwerfen."

„Dies war ein argumentum ad hominem! Sehr gut!"

„Urtheilen Sie weiter," fuhr Müller ermuthigt fort. „Jetzt noch liegt Leben oder Tod in Ihrer freien Wahl.

Erfüllen Sie die Wünsche Ihres königlichen Vaters, — leben Sie. Widerstreben Sie dem Monarchen, — müssen Sie sterben. Ob Sie aber leben oder sterben, liegt ganz in Ihrer freien Entscheidung."

Der Kronprinz stand gesenkten Hauptes vor dem Prediger, als sinne er dessen Worten nach. Müllers Vorstellungen wurden immer lebhafter und eindringlicher, Friedrichs Einwendungen immer schwächer.

„So klar und bündig hat mir noch Keiner die Unrichtigkeit und Haltlosigkeit der Prädestinationslehre gezeigt, wie Sie," sagte er. „Ich danke Ihnen. — Schreiben Sie meinem Vater, daß Sie mich geheilt haben, — daß ich seinem königlichen Willen unbedingt mich unterwerfe, daß ich von meiner Schuld und Strafwürdigkeit an seine väterlichen und christlichen Gefühle appellire."

Mit sichtlichem Frohlocken schied Müller von dem Gefangenen. War es ihm doch gelungen, was der König und die besten Theologen seit Jahren vergebens erstrebten, — die Heilung des Kronprinzen von der Prädestinationslehre. Daß ihn aber Friedrich täuschte, daß er ihn nur als Werkzeug benützte, um zur Gnade des Königs zu gelangen, ahnte der gutmüthige Prediger nicht.

Müller eilte nach Haus, schrieb einen umständlichen Bericht an den König und bat um Gnade für den bußfertigen Sünder.

Des Kaisers Pathe.

Nicht blos Katte ereilte die Strafe, sondern Alle, die mehr oder weniger in des Kronprinzen Schuld verwickelt waren.

Der Kammerherr von Montolieu lieh gegen das Edikt vom Januar 1730 dem Thronerben eine nicht unbedeutende Summe. Er wurde verurtheilt, das ausgeliehene Geld zu verlieren und tausend Dukaten an die Rekrutenkasse zu zahlen. Als er aus Berlin floh, ließ der König Montolieus Bildniß an den Galgen heften.

Duhan de Jandun, der Lehrer, und Hanau, der Aufseher der Bibliothek Friedrichs, wurden nach Memel verbannt. Des Prinzen Hausoffiziere von Rochow und Kayserlingk wurden in die Regimenter gesteckt. Wer nur immer mit Friedrich in engerem Verkehre stand, mußte des Königs Zorn fühlen.

Der Kronprinz selber sollte sterben. Sein Tod war eine fest beschlossene Sache. Der König übernahm es, persönlich diesen furchtbaren Beschluß der Königin mitzutheilen. Vergebens bat sie um Gnade, vergebens vereinigten die Gesandten fremder Höfe ihre Bitten mit jenen der Fürstin. Friedrich Wilhelm blieb unerschütterlich.

„Ich werde den Schurken, den Fritz behandeln, wie es seine Verbrechen und seine Frechheit verdienen," sprach der Monarch. „Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, — mich und mein ganzes Haus hat er entehrt. — Ein Elender, wie er, darf nicht länger leben*)."

Es folgte eine tief ergreifende Scene. Die Königin, unfähig sich länger zu beherrschen, ging wehklagend auf und ab. Ihre Schritte wankten und sie drohte jeden Augenblick hinzustürzen. Wilhelmine, die älteste Tochter, lag ohnmächtig auf einem Sopha, von Hofdamen umringt, welche die Besinnungslose zu erwecken strebten. Die übrigen Kinder hatten des Königs Füße umklammert und flehten um Erbarmen für den ältesten Bruder**).

Frau von Kamecke, Oberhofmeisterin der Königin, schnitt dieser Auftritt durch das Herz. Kühn trat sie vor den König.

„Eure Majestät," sprach sie, „hat sich bisher etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und frommer Fürst

---

*) Mémoirès de Bareuth I, 244.

**) Gfrörer, Gesch. des XVIII. Jahrh. B. II. S. 594.

zu sein. Der Allmächtige hat Sie mit Wohlthaten überhäuft, aber Wehe Ihnen," und ihr Ton erhob sich zur Strenge des Predigers, „wenn Sie von Gottes Geboten abweichen! Fürchten Sie Gottes Gerechtigkeit! König Philipp II. von Spanien, Czar Peter I. von Rußland, welche beide Fürsten das Blut ihrer Söhne vergossen haben, gerade wie Sie das Blut des Ihrigen vergießen wollen, sind dafür bestraft worden: — ihr Mannesstamm ist erloschen, der Abscheu des menschlichen Geschlechtes lastet auf ihnen. Es wird Ihnen ebenso gehen, wenn Sie thun, was Sie vorhaben*)."

Frau von Kamecke hatte den schärfsten Streich gegen den Fürsten geführt, — sie hatte ihn der Gottlosigkeit beschuldigt. Friedrich Wilhelm wollte aber vor allen Dingen ein christlicher, frommer König sein. Persönlich gewissenhaft und sittenrein, ging sein Streben dahin, die christliche Ordnung allenthalben durchzuführen, seine Unterthanen sogar, wenn es Noth that, eigenhändig unter das Joch der Gesetze zu prügeln. Wie ein Blitzstrahl trafen ihn die Worte der kühnen Frau. Er stand verwirrt, stammelte eine Entschuldigung und verließ das Zimmer. Das über Friedrich verhängte Todesurtheil wurde aber nicht aufgehoben. Der Kronprinz schien unrettbar verloren.

Da trat ein Fürbitter auf, der sich kaum abweisen ließ, — Kaiser Carl VI. Er hatte den Prinzen, welcher eigentlich Carl Friedrich hieß, aus der Taufe gehoben und bot nun allen Einfluß zu dessen Rettung auf.

---

*) Gförer, Gesch. des XVIII. Jahrh. B. II. S. 595.

„Ihr wißt nicht, um was Ihr bittet," sprach der Fürst zu Seckendorf, dem kaiserlichen Gesandten. „Der Fritz ist ein Schurke, ein Elender, der Euch später schlechten Dank wüßte für Eure Bemühungen. Mich, seinen Vater, hat er stets verhöhnt, an Gott glaubt er nicht, zu allen Bubenstreichen ist er fähig, — und jetzt dieses neue Verbrechen! Ein solcher Mensch kann und darf nicht länger leben."

Seckendorf bat um Aufschub der Hinrichtung; ein Courier flog nach Wien. Einige Tage später überreichte er dem Könige ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers.

Friedrich Wilhelm, von jener traditionellen Ehrfurcht seines Hauses gegen die geheiligte Majestät des römischen Reiches deutscher Nation erfüllt, las den kaiserlichen Brief mit steigender Bewegung. Seine Hand zitterte, und eine Thräne fiel auf das Papier. Der Eingang des Schreibens mußte für den Monarchen ergreifend und dessen Fortsetzung ruhiger gehalten sein, denn seine Erregung schwand mehr und mehr.

„Vielleicht," las der König laut, „ist der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn und das gesammte königliche Haus bis jetzt nicht überzeugt. Ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es mit ihm meine. Denn ich glaube, daß die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen innigen Vertraulichkeit und engen Freundschaft meines Erzhauses mit dem könig-

lichen Kurhause Brandenburg abhängt. Ich vertraue ganz auf Eurer Liebden Freundschaft und patriotisches Gemüth, und verbleibe dagegen mit aufrichtig deutschem Herzen, mit wahrer Freundschaft, Liebe und Neigung E. L. für allzeit aufrichtig zugethan*)."

Der König faltete den Brief und trat an das Fenster, seine Bewegung zu verbergen.

„Indem sich mein Herr und Kaiser an das Vaterherz Eurer Majestät wendet," sprach Seckendorf, „glaubt er keine Fehlbitte zu thun, in Verbindung mit der Ueberzeugung, daß Eure Majestät dem Kaiserhause unverbrüchlich ergeben ist."

Friedrich Wilhelm schwankte unentschlossen.

„Sie wissen nicht, was Sie erbitten," sprach er. „Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden**)."

Er schritt unruhig auf und ab, finsteres Gewölk auf der Stirne.

„Ich sage Ihnen, Sie wissen nicht, was Sie erbitten," wiederholte der König erregt. „Ja — ja, Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden***)."

---

*) Preuß. I, 440.

**) Mirabeau und Maubillon, preuß. Monarch. I, 70.

***) Diese Vorhersehung des Königs ging später genau in Erfüllung. Friedrich II. überzog wiederholt Carls VI. Tochter, Maria Theresia, mit Krieg, verwüstete Oesterreich und riß Schlesien von demselben ab. Ueberhaupt vergalt Friedrich II. Carls VI. edle Befreiung und Lebensrettung durch einen unversöhnlichen, und man muß sagen, unbegreiflichen Haß gegen das Haus Habsburg.

„Eurer Majestät Scharfsinn beurtheilt des Prinzen künftiges Verhalten nach dessen gegenwärtiger Gesinnung ganz richtig. Jugendliche Leidenschaften und Verirrungen werden sich aber im späteren Mannesalter zur gerechten, christlichen und ächt deutschen Gesinnung gestalten.“

„Warten Sie nur, — Sie kennen diesen Menschen nicht! Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden,“ wiederholte der König abermals. „Indessen, — Kaiserliche Majestät ist sein Fürsprecher, und des Kaisers Fürsprache kann und will ich nicht abweisen. Fritze ist begnadigt, — er lebe! Aber Fritze wisse und erfahre, daß er sein Leben nur dem Kaiser verdanke.“

Seckendorf dankte in warmen Worten. Den König ergriff diese Wärme nicht. Sein Angesicht blieb kalt, sein Blick unzufrieden, als hätte er gegen seine Ueberzeugung gehandelt und der Gerechtigkeit nicht Genüge gethan.

Noch an demselben Tage schrieb Friedrich Wilhelm an den Kaiser.

„Eurer Kaiserlichen Majestät lediglich hat er es in gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß Sie Dero Fürwort ihm haben angedeihen lassen wollen; denn nur dadurch bin ich bewogen worden, ihm zu verzeihen. Ich will wünschen und hoffen, daß dies einen solchen Eindruck auf sein Herz machen möge, daß er dadurch ganz geändert werde und recht erkennen lerne, wie sehr er

Eurer Kaiserlichen Majestät für Deren bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung verbunden bleibe*)."

Nach Küstrin eilte ein Kurier; er überbrachte Friedrichs Begnadigung. Der Kronprinz dankte sogleich, aber sein überschwenglicher, schwülstiger Dank trug zu sehr das Gepräge der Unaufrichtigkeit.

„Hätte ich nicht die Erkenntniß einer solchen unverdienten Gnade," schreibt er, „so wäre ich nicht werth, ein Mensch zu heißen. Nach unserem Herrgott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen allergnädigsten Vater, und ist kein Anderer als Sie, dem ich die unterthänigste Treue und Gehorsam leisten muß. Ich versichere meinem allergnädigsten Vater, daß ich darauf leben und sterben werde, und finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben ist, — so thun Sie in der Welt mit mir, was Sie wollen."

Den König täuschte dieser Styl nicht; er kannte den Heuchler. Der Vater sah über diesen Zeilen das hohnlachende Gesicht des Sohnes. Als Friedrich um den „blauen Rock" bat, antwortete ihm der Fürst:

„Das soll lediglich Schmeichelei für mich sein. Die Grenadiere sind in deinen Augen „Canaillen"; aber Petit-Maîtres, Franzosen, Französinnen und Komödianten, — das ist etwas Nobleres, das ist digne d'un

*) Urkundenbuch zur Lebensgesch. Friedrichs des Großen, II, 169.

Prince. Das sind deine innersten Herzensgedanken, die dir von Jugend auf von Schelmen und — beigebracht sind."

Indessen wurde Friedrich der engeren Haft entlassen und bei der Domänenkammer in Küstrin als Auskultator angestellt. Dieses Amt erwarb ihm gründliche Kenntnisse im Finanz- Polizei- und Handelswesen, und war für seine spätere Laufbahn von dem größten Nutzen. Er durfte zugleich die umliegenden Aemter bereisen und jagen, — allein der Prinz verabscheute die Jagd. Er hätte sich lieber maskirt und Komödie gespielt. Mit Personen des weiblichen Geschlechtes durfte er nicht verkehren, — der König kannte Friedrichs Ausschweifungen und der König war ein sittenstrenger Mann.

Bald wurde dem Prinzen das Festungsleben zur Qual. Seine unbändige Natur sträubte sich gegen diese strenge Zucht.

„Sollen alle bisherigen Demüthigungen zu Nichts führen?" rief er aus. „Soll ich noch länger in dieser verfluchten Galeere schmachten?"

An den König aber schrieb er in derselben Stunde:

„Ich kann nicht genugsam Gottes Wege auch hier in der Führung meines Unglückes erkennen, da er mich zwar durch manchen saueren und rauhen Tritt geführt, aber auch gewiß sich einen guten Zweck vorbehält, und bin gewiß, daß er es ausführen wird zu seiner Ehre

und so, daß Sie dabei vollkommen von meiner Submission versichert sein können*)!"

Allein der Vater durchschaute den Sohn. Er traute nicht seinen Worten und glaubte ihn nicht gebessert. Die beschränkten Verhältnisse des Kronprinzen blieben. Nach des Königs Absicht sollte die Zucht ihn läutern, seinen Zügellosigkeiten Schranken setzen. Küstrin sollte für den Prinzen ein Exercitien-Haus sein, aus dem er gebessert hervorging. Friedrich aber begriff diese löblichen Absichten des Königs nicht. Während er nach Berlin die unterwürfigsten, demüthigsten Briefe schrieb, knirschte sein Inneres gegen den gewaltthätigen Vater.

Da alle Versicherungen unbedingter Unterwürfigkeit nichts fruchteten, schlug der Gefangene andere Wege ein. Er setzte sich in Verbindung mit Männern, welche des Königs volles Vertrauen besaßen. Zu diesen gehörte vor Allen der Kriegsminister Grumbkow. Der Minister gab dem Prinzen Verhaltungsmaßregeln. Der Prinz befolgte sie genau, und bald zeigte sich hievon die Frucht.

Küstrin rüstete sich zum Empfange des Königs, das heißt: die Blauen wickelten noch einmal rasch alle Stufen der Execitien ab, um tadellos vor dem Monarchen paradiren zu können. Den Prinzen ließ Grumbkow wissen, daß von diesem Besuche die völlige Aussöhnung abhänge. Er gab ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln, und

*) Oeuvres de F. l. G. XXVII, 3. 12.

Friedrich erwartete in fieberhafter Spannung die Ankunft des erzürnten Vaters.

Der König kam, mit ihm der Kriegsminister. Im Regierungsgebäude stieg er ab, wo der Prinz in gedrückter Stimmung, zwischen Hoffen und Zweifeln schwankend, des Augenblickes harrte, der ihm gestattete, vor den Monarchen zu treten.

Die Vorstellungen der Civil- und Militärbeamten, im Saale des Regierungsgebäudes, waren beendigt. Friedrich Wilhelm saß in einem Lehnstuhle, ihm zur Seite standen Grumbkow und General Derschau. Durch den Gang hörte man noch die verhallenden Tritte der abgehenden Offiziere. Der König hatte das Gesicht auf die Hand herabgesenkt. Er saß längere Zeit in ernstem Schweigen. Die beiden Männer in den glänzenden Uniformen standen unbeweglich, wie zwei Bildsäulen neben dem alternden Fürsten, — Derschau gleichgültig, ohne hervortretenden Ausdruck in den Zügen, — Grumbkow in gespannter Erwartung und nicht ohne Erregung. Das Schicksal des Kronprinzen ging ihm nahe, und er wußte, daß in den nächsten Augenblicken dasselbe für lange Zeit entschieden werde.

Endlich erhob der Fürst das Haupt.

„Der Mensch mag kommen,“ sprach er in einem Tone, der keineswegs versöhnlich klang.

Grumbkow eilte an die Thüre und übergab den Befehl dem harrenden Kammerdiener. Gleich darauf

trat Friedrich ein, — bleich, verwirrt, mit scheuen Blicken auf den Monarchen. Er sank auf die Kniee und blickte in das eisig kalte Gesicht des Vaters. Diesen erbitterte die demüthige Haltung noch mehr, weil er sie nicht als Ausdruck aufrichtiger Reue, sondern als weiteren Beweis von Friedrichs Heuchelei und feigem Sinne betrachtete.

„Steh' Er auf!" befahl der Fürst strenge.

„Gnade, mein allergnädigster Vater, — Gnade, Verzeihung!" flehte der Prinz.

„Hört Er nicht? Er soll aufstehen!"

Der Prinz gehorchte. Gesenkten Hauptes, bebend wie ein Verbrecher vor seinem Richter, so stand Friedrich vor dem Fürsten, dessen Auge zürnend auf ihm ruhte. Es entstand eine lange, peinliche Pause. Des Königs Angesicht wurde immer finsterer, der Anblick des schuldigen, unnatürlichen Sohnes steigerte seinen Zorn. Endlich entleerte sich das wetterschwere Gewölk auf des Monarchen Stirne in einer fluthenden, donnernden Strafrede, die alle Sünden und Vergehen des Prinzen rücksichtslos enthüllte.

„Gott gebe," schloß der Fürst, „daß Euer falsches Herz durch Eure Gefangenschaft gebessert wurde. Ich zweifle jedoch an Eurer Besserung. Ich kenne Eure Heuchelei und Doppelzüngigkeit. Er ist ein feiger, niederträchtiger Mensch, — ein Spötter, ein Atheist*), —

---

*) Atheist war Friedrich damals nicht, aber sein Vater hielt die Prädestinationslehre, die Läugnung aller Dogmen und Moral, für Atheismus.

verdorben an Leib und Seele. Dahin haben Euch schlechte Gesellschaften und schlechte Bücher gebracht. Dirnen, Franzosenthum, affenmäßige Ziererei, das ist Euer Geschmack; — redlichen deutschen Sinn, Mannheit und Christenthum kennt Ihr nicht."

Immer tiefer senkte sich Friedrichs Haupt. Zuweilen erhob er dasselbe und blickte verzagt in des Vaters glühendes, strafendes Gesicht.

„Dabei ist Er ein eigensinniger, böser Kopf, der seinen Vater nicht liebt. Er weiß doch, daß ich keinen weibischen Kerl leiden kann, der keine menschlichen Neigungen hat, — der sich nicht schämt, — der nicht reiten noch schießen kann, — der unreinlich ist am Leibe, — der seine Haare wie ein Narr frisirt und nicht verschneidet*). Er ist hoffärtig, bauernstolz und nicht gesprächig. Er redet, außer mit Einigen, sonst mit Niemand. Er schneidet mit dem Gesichte Grimassen, als wenn Er ein Narr wäre. Er thut des Vaters Willen nie, als wenn Er mit Gewalt dazu gezwungen wird. Er hat zu nichts Lust, als seinem eigenen Kopfe zu folgen. Er glaubt, ich kenne seine schlechten Streiche nicht, — Alles weiß ich. Abgesehen von dem letzten Verbrechen, weiß ich, daß Er gewohnt ist, alle meine Handlungen zu bespötteln, — daß Ihm meine Soldaten »Canaille« sind, — daß Er Schmeichler liebt, ehrliche

---

*) Der König meint des Prinzen Vorliebe für französische Mode.

Männer aber verachtet. Ich kenne Eure Sucht für französische Ausschweifungen und Euer ganzes schlechtes, unchristliches Herz. Ja," und des Königs Angesicht wurde dunkler, seine Stimme noch donnernder, „das ist in Seinen Augen digne d'un prince."

Es folgte eine Pause. Die dräuenden Wetter auf des Fürsten Stirne zogen ab, das schwarze Gewölk hatte sich entleert, — der entrüstete Mann und tief gekränkte Vater seinen Groll ausgeschüttet.

„Der Kaiser," fuhr er gelassen weiter, „hat Euer verwirktes Leben verlangt, ich habe dem Kaiser willfahrt. Möge der Kaiser und sein Haus nicht dereinst an Euch finden, was ich an Euch gefunden habe, — einen undankbaren, falschen, heuchlerischen Menschen. Großer Gott, — wo habe ich es denn verdient, einen solchen Sohn zu haben?" — und es klang eine tiefe Rührung durch diese Worte des Königs.

Friedrich benutzte rasch den günstigen Augenblick, und stürzte abermals auf die Kniee.

„Allergnädigster Vater, Gnade, — Verzeihung, — Erbarmen," flehte er. „Ich bin Eurer Majestät Gnade unwerth, ich weiß es. Aber ich appellire an Ihr christlich frommes Herz. Ich gelobe vor Gott und Eurer Majestät aufrichtige Besserung. Ich erkenne meine Frevel, meine Verirrungen und verdamme sie. Stellen Sie, allergnädigster Vater, meiner kindlichen Treue die härtesten Proben! Die Aufgabe meines ganzen Lebens soll

lediglich darin bestehen, die Achtung und Liebe Eurer Majestät zu verdienen."

„Genug, — genug," unterbrach ihn der König, „ich will Ihm glauben. Steh' Er auf. Ich kann das Gerutsche auf den Knieen vor mir nicht ausstehen. Mögen Eure Versicherungen nicht abermals Lüge und Heuchelei sein. Hoffentlich seid Ihr jetzt überzeugt, daß schlechte Gesinnung nicht zum Glücke führt. — Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinn durchzukommen! Aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechzig oder siebenzig Jahre alt wärest, solltest Du mir doch nichts vorschreiben. Da ich mich bisher gegen Jedermann behauptet, werde ich auch Mittel finden, Dich zur Vernunft zu bringen."

Er reichte dem Prinzen die Hand. Der Prinz küßte die Hand.

Vor dem Regierungsgebäude hatte sich eine wogende Volksmenge versammelt. Nicht Liebe zum Landesherrn, sondern Neugierde trieb sie her. Zur Liebe hatten die Preußen, welche sich an die russische Knute nicht gewöhnen konnten, keinen Grund. Den letzten Rest von Zuneigung zerstörten die üblichen Gewaltthätigkeiten bei Erpreßung der „blauen Kinder".

Als der König heraustrat, um den Wagen zu besteigen, schwieg das Gesumme der Menge. Grumbkow hatte den Augenblick wahrgenommen, dem Prinzen einige Worte in das Ohr zu flüstern. Als nun Friedrich Wilhelm, der ganzen Volksmenge sichtbar, unter den Eingang trat, warf sich ihm der Kronprinz abermals zu

Füßen, leistete öffentlich Abbitte, bekannte öffentlich die gründlichste Unterwürfigkeit unter den König*).

Die Menge sah verwundert auf das eigenthümliche Schauspiel. Die Menge ist nicht ganz ohne Urtheil und Feinfühligkeit. Sie murrte, sie mißbilligte diesen Auftritt. Sie hielt den Sohn für feige, für sklavisch gesinnt, — den Vater für hart und gefühllos.

Aber der Auftritt war nicht für die Menge, sondern für den Ehrgeiz und den Argwohn des Königs berechnet. Diese öffentliche Verdemüthigung des Kronprinzen schmeichelte ihm, sie überzeugte ihn plötzlich von dessen aufrichtiger Besserung. Er richtete Friedrich auf und umarmte ihn.

„Deine Bekehrung ist wahrhaft, mein Sohn!" sprach er gerührt. „Ich werde für Dich sorgen**)."

---

*) Nach Gfrörer Bd. II. S. 614 küßte Friedrich bei dieser Gelegenheit sogar seines Vaters Füße.

**) Am Schlusse dieses Kapitels noch eine kurze Bemerkung. Worin das Verbrechen besteht, weßhalb Friedrich zum Tode verdammt wurde, ist bisher unbekannt geblieben. Als König ließ er sich die Untersuchungsakten geben und stellte sie versiegelt zurück. Jene Siegel verschließen immer noch das Geheimniß.

Der Heirathsantrag.

Ganz vorzüglich zufrieden mit sich selbst, kehrte Friedrich in seine Wohnung zurück. Er hatte den König von der Aufrichtigkeit seiner Reue überzeugt, den erzürnten Vater versöhnt, der Majestät öffentliche Genugthuung geleistet, — jetzt harrte er mit Spannung der Früchte seiner Bemühung. Die Früchte blieben lange aus; endlich kamen sie aber doch, und zwar in Form einer langen Instruktion, von Friedrich Wilhelm selbst verfaßt und eigenhändig geschrieben. Durch sie wurde jene strenge Instruktion vom November 1730 aufgehoben.

Der Prinz las die Instruktion und stieß ein hämisches Lachen aus. Das hämische Lachen wich schnell bitterem Unmuthe. Die väterlichen Gunstbezeugungen waren sehr weit hinter dem erwarteten Maße zurückgeblieben.

In diesem Augenblicke trat der junge Nazmer ein, der Sohn des Feldmarschalls und mit Friedrich befreundet.

Nazmer war vom Prinzen das Gegentheil: — gewissenhaft, edelgesinnt, eine biedere deutsche Natur. Von seiner bevorzugten Stellung zum Thronfolger machte er den besten Gebrauch. Seine Freundschaft war dies im strengsten Sinne. Die verkehrten Grundsätze Friedrich's griff er an, jedoch ohne Anmaßung, getragen vom Geiste der Anhänglichkeit und Theilnahme. Der Prinz erkannte das wohlwollende Bestreben des jungen Mannes, und würdigte es theilweise.

„Ah — Nazmer, Sie kommen gerade recht! Mein allergnädigster Vater hat wieder ein Buch geschrieben. Der Held des Buches bin ich. Der Zweck des Buches ist meine weitere Correktion zur christlichen Vollkommenheit. Ich sage Ihnen, Nazmer, mein Vater ist der Kirchenvater des achtzehnten Jahrhunderts. Er ist von Ewigkeit dazu prädestinirt, ganz Preußen unter die Fuchtel Gottes zu bringen."

„Sie reden heute wieder mehr, als Sie verantworten können," sprach Nazmer sanft.

„Da haben Sie gleich die Beweise für meine Behauptung," fuhr der Kronprinz in seiner leichten spöttischen Weise fort. „Ich sage, mein Vater bringt ganz Preußen unter die Fuchtel Gottes, — darum tödtet er das übermüthige Land ab durch schwere Steuerlasten. Damit die Leute nicht üppig werden, zapft er ihnen das Blut ab. Die Unkeuschen läßt er öffentlich durch die Straßen peitschen, damit das rebellische Fleisch zur Besinnung kommt. Um endlich die Gottesfurcht recht tief einzu=

prägen, läßt er Kindesmörderinen in Säcken, die sie selbst nähen müssen, ersäufen, — prügelt er zankende Weiber eigenhändig durch, — läßt er Diebe auf hölzerne Esel setzen, Räuber halb todt schlagen und dann an den Pranger stellen*). — Gestehen Sie doch nur, mein lieber Hauptmann, daß mein allergnädigster Vater es besser versteht, die Menschen unter das göttliche Gesetz zu bringen, als unser Herrgott selber."

Der junge Offizier, durch diese Auslassung über seinen König in Verlegenheit, zuckte die Achseln.

„Ihre sarkastische Ader, mein Prinz, ist heute wieder sehr stark angeschwollen."

„Und Sie wundern sich? Hören Sie, — ich will Ihnen den Hauptinhalt dieses Buches kurz mittheilen."

„„Du darfst reiten, jagen und fahren; ich werde dir Pferde und Wagen schicken.""

„Ich sage Ihnen, Nazmer, eine schöne Tochter Eva's ist mir lieber, denn alle Pferde und Wagen des Königs. Mein allergnädigster Vater weiß, daß ich das Jagen und Fahren nicht ausstehen kann, darum gönnt er mir dieses Vergnügen. Aber weiter!"

„„Du darfst nie mit Jemand unter vier Augen sprechen, am wenigsten mit einer Person des weiblichen Geschlechtes.""

---

*) Dies ist übrigens keine böswillige Erfindung des Prinzen. Friedrich Wilhelm regierte wirklich nach dieser russischen Manier Peter's I.

„Ist dies nicht köstlich? Doch es sei! Werde die väterliche Instruktion genau vollziehen und immer ein Auge zudrücken; denn unter drei Augen zu sprechen, ist nicht verpönt.“

„„Du darfst nie allein schlafen und alle Briefe, außer an mich und die Königin, müssen deinen Aufsehern gezeigt werden. Du darfst jeden Tag zwei Gäste einladen und zweimal in der Woche zu Gast gehen, — Frauenzimmer bleiben aber von diesen Einladungen streng ausgeschlossen.““

„Dies merken Sie sich, Nazmer! Sperren Sie Ihre schöne Schwester regelmäßig hinter Schloß und Riegel, wenn ich bei Ihnen zu Tische bin; denn ich könnte nicht dafür gut stehen, daß sie auf allerhöchsten Befehl durch die Straßen von Küstrin gepeitscht wird. — Noch nicht Alles.“

„„Französische und deutsche Bücher weltlichen Inhaltes, sowie Musik, Spiel und Tanz sind dir strengstens untersagt. Die Betstunden des Morgens und Abends werden regelmäßig fortgesetzt.““

„Und ich bin bei Allem dem noch kein Heiliger? Ist das nicht wunderbar? Aber reden Sie doch Nazmer! Was sagen Sie zu dieser königlichen Zucht?“

„Mir steht es nicht zu, die Instruktionen Seiner Majestät zu bekritteln.“

„Ja wohl; — denn Sie nennen den frömmsten und weisesten König Europa's den — Ihrigen.“

„Das ist wirklich meine Ueberzeugung, Prinz."

„So, — wirklich? Ist es wirklich? — Und ich trete wirklich Ihrer Ueberzeugung bei, mein lieber Hauptmann," sagte Friedrich im Tone des Spottes.

„Lassen Sie mich einen Auftrag erfüllen," versetzte der Offizier, nicht ohne Zeichen des Unmuthes diesen Faden des Gespräches zerreißend. „Der Kriegsminister wird in einigen Tagen hier eintreffen. Für Sie bringt er vom Könige wichtige Aufträge; — wenigstens deutet er dieses an."

„Leicht möglich!" entgegnete Friedrich gleichgiltig. „Vielleicht bringt er den Schluß dieser Instruktion; — denn ich muß Ihnen offen gestehen, Nazmer, — diesem ganzen Opus fehlt — der Kopf."

Der Hauptmann mußte unwillkürlich lachen über den komischen Ton und die Geberde, womit Friedrich diesen scharfen Streich gegen die königliche Instruktion führte.

„Ich glaube nicht, daß Grumbkow einen Kopf bringt, aber eine Braut. Ja, eine Braut für Sie, mein Prinz!"

„Ist Er von Sinnen, Nazmer? Wie kommen Sie auf diesen höchst komischen Einfall?"

„Mein voller Ernst! Eine Feder, der gestattet ist, in alle Geheimnisse des Hofes zu tauchen, schrieb es mir mit dem Ersuchen, die Neuigkeit Ihnen mitzutheilen."

„Ah, — und mich unter der Hand zu sondiren, — nicht?" Er blickte den Offizier scharf an, der etwas verlegen niedersah.

„Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen, Nazmer! Aber ich bin in allen Stücken der gehorsamste Sohn meines allergnädigsten Vaters. Beglückt er mich mit einem Weibe seiner Wahl, so will ich schwören, daß seine Wahl die vortrefflichste von der Welt ist."

„Vielleicht auch die zweckmäßigste, mein Prinz."

„Versteht sich; auf den Zweck kommt ja Alles an bei der Heirath eines Prinzen. Damit England nicht eifersüchtig wird, darf es keine russische Prinzessin sein, — und damit Rußland nicht eifersüchtig wird, darf es keine englische Prinzessin sein. Von Oesterreich ist keine Rede. Maria Theresia, die Tochter meines Pathen, ist zwar das schönste Mädchen in Europa. Allein Maria Theresia mag keinen preußischen Ketzer. — Und was denken Sie von der Sache?"

„Mein Wunsch geht dahin, daß die Wahl des Königs Ihre ganze Zufriedenheit verdienen möge."

„Der Wunsch ist fast noch klüger als weise, Hauptmann! Ich bin glücklich, einen so klugen Freund zu haben. Ich danke Ihnen für die Kunde und entlasse Sie hiermit in Gnaden; denn sehen Sie, auf dem Stundenplane steht jetzt „Geistliche Lesung"

Nach dem Weggehen des Hauptmannes schritt der Prinz im Zimmer hin und her, lebhaft gestikulirend und

mit sich selber redend. Der vom Könige aufgestellte und an der Thüre lauschende Aufseher sorgte dafür, daß jenes Selbstgespräch nicht verloren ging.

„„Ich werde für dich sorgen,““ — hat mein Vater gesagt, als er endlich nach dreimaligem Fußfalle so gnädig war, einen milden Blick auf mich zu werfen. „„Ich werde für dich sorgen!““ Ha, hm, — da liegt eine Ellen lange Instruktion, aus der man einen neuen Mönchsorden construiren könnte, — und das ist der erste Theil väterlicher Sorgfalt. Er sucht mir eine Frau nach seinem Geschmacke, die gerade so aussieht, wie diese Instruktion, — und das ist der zweite Theil väterlicher Sorge. — Teufel, es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Verzweifeln wäre! — O über dieses Glück, ein Prinz zu sein! Gewöhnliche Menschen werden doch nur in der Wiege geschnürt, — uns Prinzen schnürt man bis in das Ehebett hinein. Gewöhnliche Menschen wählen nach Gefallen, nach Neigung und Geschmack sich eine Frau, — wir Prinzen sind dieser Mühe überhoben; — der allergnädigste Vater, die allerweisesten Minister sorgen für uns. Und was werden sie für mich gefunden haben? Sicher eine bête, die ich hasse, wie den Tod, — oder eine fromme, die ich verabscheue. — Doch, wozu die Galle? Zum Martyrium bin ich einmal prädestinirt, und zur Vollständigkeit des Martyriums gehört eine Frau, die man nicht ausstehen kann.“

Der Kronprinz erwartete Grumbkow vergebens. Wochen und Monate vergingen, Grumbkow kam nicht. Die beschränkten Verhältnisse Friedrich's blieben. Die

strenge Instruktion wurde rücksichtslos aufrecht erhalten. Der Gefangene von Küstrin durfte sich zwar etwas freier bewegen, aber die engen Schranken der Gefangenschaft lasteten immer noch schwer auf ihm. Sein leidenschaftliches Wesen wollte vergehen vor Ungeduld und Aerger. Er schrieb an Grumbkow, inständig bittend, ihm offen anzugeben, wie er die volle Gnade des Königs wieder erlangen könne.

„Daß Sie nicht kommen, ist mir der sicherste Beweis väterlichen Zornes. Was könnte ich denn noch weiter thun, zur Sühne meiner Schuld? Habe ich nicht alle Demüthigungen ertragen? Lebe ich nicht seit vielen Monaten in dieser verfluchten Galeere? Aber ich verstehe mich zu dem Unmöglichen. Schreiben Sie, was geschehen muß. Sonst könnte, bei fortgesetzten Qualen, die Verzweiflung zum Aeußersten treiben."

Der Kriegsminister antwortete.

„Sie verlangen Verhaltungsmaßregeln dem Könige gegenüber, — hier sind sie. — Ein natürliches, einfaches, achtungsvolles Betragen, ohne Zeichen von Verlegenheit, wird den König freuen. Ich rathe ferner, in Anreden an ihn stets den Titel „Eure Majestät" zu gebrauchen, ebenso bei jeder passenden Gelegenheit zu bitten, „Seine Majestät" möge doch sagen, ob ihr etwas am Benehmen des Sohnes mißfalle. In der Unterhaltung müssen Sie genau auf dessen Fragen antworten — sich nie widersprechen, — nichts verschweigen, — Ihre Meinung, wenn sie der des Königs entgegen ist, mit

aller Vorsicht und Höflichkeit vortragen, — nie Partei gegen ihn nehmen, — vorzüglich aber auch in den unbedeutendsten Dingen einen spöttischen oder scherzhaften Ton vermeiden. Ferner dürfen Sie sich in keine Frage der innern Verwaltung oder der auswärtigen Angelegenheiten mischen, — nicht einmal Neugierde, aber ebensowenig Langweile oder Gleichgiltigkeit zeigen. — Die Gesellschaft von Offizieren müssen Sie jeder andern vorziehen, — Rücksicht auf Die nehmen, welche der König auszeichnet. Namentlich dürfen Sie der Königin nie mehr Ehre erweisen, als dem Könige, — der Prinzessin Wilhelmine müssen Sie mit Zurückhaltung, den andern Geschwistern freundlich und natürlich begegnen. Endlich müssen Sie, bei Ihrer ersten Anwesenheit in Berlin, vor den versammelten Offizieren und Generälen Ihre Reue darüber bezeugen, daß Sie des Königs Mißfallen sich zugezogen und Aergerniß dem Heere gegeben haben, — sodann die Betheurung beifügen, wie sehr Sie wünschen, bei nächster Gelegenheit diesen Fehler mit Ihrem Blute zu sühnen, auch den in Küstrin abgelegten Eid vor allen Anwesenden feierlich erneuern. Das wird den König erfreuen*)."

Mit dieser Instruktion hatte der Kriegsminister nicht blos dem Prinzen Verhaltungsmaßregeln ertheilt, sondern auch den König charakterisirt, und zwischen den Zeilen das bisherige Benehmen des Prinzen dem Vater gegenüber getadelt. Friedrich fühlte und erkannte dies. Er

*) Stenzel III, 625.

befolgte genau Grumbkow's Rath. Er schrieb dem Vater lange Briefe gefälligen Inhaltes. Er legte ihm landwirthschaftliche Verbesserungspläne vor, hiedurch seinen Fleiß zu bekunden und seinen Geschmack an diesem nützlichen Fache. Er versicherte wiederholt, daß er Jede heirathen wolle, welche königliche Majestät ihm bezeichne.

Grumbkow's Rath war ausgezeichnet. Die Briefe thaten ihre Wirkung. Friedrich wurde nach Berlin gerufen, um der Vermählung seiner Schwester Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth beizuwohnen. In Berlin legte er vor den versammelten Offizieren ein reuiges Sündenbekenntniß ab, und wiederholte seinen Treu- und Unterwerfungseid. — Der Lohn war die Wiederaufnahme in das Heer und die Erhöhung des Monatsgehaltes auf fünfhundert Thaler.

Friedrich täuschte aber nicht nur den König, er täuschte sich selbst. Er wußte, daß er nur ein heuchlerisches Spiel trieb, sein innerstes Wesen verbarg, statt es zu verändern, und hiedurch in qualvollen Widerspruch gerieth mit sich und seiner Rolle.

Nach Küstrin zurückgekehrt, verwünschte er, trotz der Uniform und bedeutender Erleichterungen, die „verfluchte Galeere". Den Hang zu Ausschweifungen durfte er nicht befriedigen, nicht einmal durch den Genuß verderbter französischer Lektüre; denn er wußte, daß ihn Spione von allen Seiten umgaben und genau über ihn an den König berichteten. Aber seinen Hang zu Spott und Hohn konnte er nicht immer beherrschen.

„Mein lieber Nazmer,“ sagte er, als ihn der Hauptmann wegen Wiederaufnahme in das Heer beglückwünschte, „ich darf an der vollen Gnade des Königs nicht mehr zweifeln. Sie sehen, ich trage das Kleid seiner „lieben, blauen Kinder“. Aber ich bedaure unendlich, daß ich nicht so ein sieben Fuß langer Russe bin; Sie wissen, die Liebe des Königs zu seinen Kindern richtet sich genau nach dem Maße ihrer Körperlänge. Der König ist eben groß in Allem, was er denkt und anstrebt; — denn Alles ist immer nach der Größe des Czaren Peter gemessen.“

„Ein großes Vorbild verräth ein erhabenes Streben,“ sagte Nazmer.

„Ohne Zweifel, — nämlich das Streben zur Größe, und die Größe kann dem Könige nicht fehlen. Sicher gelingt es ihm, den großen Russen genau zu copiren, — genau bis zur Fuchtel und Knute. Im Knutenwesen brachte es der König bereits zur großen Meisterschaft. Wie mir meine Schwester erzählte, schlug er sie halb todt aus Argwohn, sie möchte in meine Schuld verwickelt sein. Einige hundert preußische Rücken, unter denen sich auch der Rücken des Kronprinzen befindet, — wissen gleichfalls zu erzählen, von der Fertigkeit des Königs im Knuten. Vielleicht überflügelt er im Knuten sogar den Russen, — und wenn Peter seine Größe nur der Knute verdankt, so folgt consequent, daß die Geschichte einmal der Nachwelt einen Friedrich Wilhelm den „Großen“ zu überliefern haben wird.“

Dem Hauptmann war die scharfe Lauge peinlich, welche der Sohn über den Vater ausgoß. Er lenkte das Gespräch auf das Heirathsprojekt, reizte aber hiedurch Friedrich's beißenden Humor noch mehr.

„Sie fragen mich nach der Auserwählten? Ich kenne sie nicht, — nicht einmal ihren Namen kenne ich. Bewundern Sie abermals den König. Kein Bitten und Schmeicheln vermochte, ihm das Geheimniß zu entlocken. Geheimnisse zu bewahren, selbst von denen, die allein hiedurch interessirt werden, ist aber keine geringe Aufgabe. Dies können nur Männer, welche Anspruch auf historische Größe haben. — Was konnte ich also thun? Weiter nichts, als den allergnädigsten Vater meines blinden Gehorsams versichern. Sie hätten sehen sollen, wie gnädig die Majestät über den blinden Gehorsam lächelte! Mit verbundenen Augen würde ich zum Altare gehen auf Befehl des Königs, ohne meine Braut auch nur einmal gesehen zu haben. Peter der Große würde ohne Zweifel ebenso mit seinem Thronfolger Alexis verfahren sein, wenn er denselben nicht zufällig hätte hinrichten lassen."

Nazmer schüttelte mißvergnügt das Haupt.

„Ich verdamme Ihren blinden Gehorsam, Prinz! In solchen Dingen kann der blinde Gehorsam nur das größte Unglück stiften. Die Wahl der Lebensgefährtin ist eine rein persönliche Sache, — und diese Wahl muß sich nach persönlicher Neigung richten."

Friedrich stand mit überschlagenen Armen vor dem Offiziere, lachenden Spott in den Zügen.

„Wie beschränkt, Hauptmann, — wie engherzig, wi[e] alltäglich! Welche Begriffe machen Sie sich vom Ehe-leben? Ich sage Ihnen: es lebe die Freiheit!“

Er drehte sich auf dem Absatze herum, schnalzte mi[t] der Zunge und stand abermals vor Nazmer.

„Hören Sie, — ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß, dann verachte ich es*).“

Der Hauptmann fuhr erschrocken zusammen. Die gemeine Anschauung des einundzwanzigjährigen Prinzen vom Frauengeschlechte erweckte ihm Ekel und Abscheu. Sein ganzes Empfinden empörte sich gegen Friedrich’s Ansicht, — und mit Recht. Denn nach dieser Ansicht gibt es keine Frauenwürde, keine zarte Neigung, keine Liebe und felsenfeste Treue zur Weiblichkeit. Diese niedrige Ansicht kann nur einem niedrigen Herzen entspringen, und Friedrich hat diese gemeine Ansicht über die Frauen niemals geändert. Der greise König, dessen Waffenruhm Europa erfüllte, dachte eben so abgeschmackt wie der einundzwanzigjährige Prinz.

„Ich will davon nur den Genuß, dann verachte ich es.“

Was sind demnach die Frauen, — nach der Ansicht Friedrich’s des Großen? Verächtliche Gefäße, die man wegwirft nach dem Genusse.

---

*) Klopp, Friedrich II. S. 51.

Scharfsinnige Geschichtschreiber behaupten, man könne den Bildungs- und Sittlichkeitsgrad der Völker nach der Achtung bemessen, welche sie den Frauen zollen. Wie abgründig tief muß demnach der Sittlichkeitsgrad Friedrich's des Großen gewesen sein? Wie roh und barbarisch sein Empfinden? Diese Anschauung Friedrich's von den Frauen ist ein Selbstgericht, ein Verdammungsurtheil, das ihm den letzten Lorbeer beschmutzt, welchen Waffenruhm um seine Stirne gewunden. Neben dieser abgeschmackten Gesinnung ist die Existenz wirklicher Größe unmöglich.

In der Nacht vom vierten Februar 1732 wurde der Kronprinz aus dem Schlafe gepocht. Eine Stafette aus Berlin hält vor der Thüre. Sie überbringt die Meldung der ausgesuchten Braut, und einen Brief des Königs, worin die Gründe zu dieser Wahl angegeben werden. Der Brief trägt eine starke religiöse Färbung und das Gepräge deutscher Offenherzigkeit.

„Die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig," schrieb der König, „ist modest und eingezogen, wie Frauen sein sollen, zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich, und ein gottesfürchtiges Mensch*)."

Friedrich hatte den Brief gelesen, lehnte sich an den Rücken des Stuhles, sah nach der Decke des Zimmers, und ein sarkastisches Lächeln spielte in den lebhaften Zügen

---

*) Gfrörer, B. II. S. 618.

Der König verlangt augenblickliche Antwort. Der Prinz gibt sie in derselben Stunde. Sie lautet bejahend. Sie enthält die Versicherung blinden Gehorsams, der freudigsten Unterwürfigkeit unter den Willen seiner Majestät. Während des Schreibens tritt jener sarkastische Zug etwas zurück, ohne aus dem Gesichte vollständig zu verschwinden. Er schließt den Brief mit einem französischen Fluche, — er siegelt mit seinem Ringe, und wirft den Ring heftig auf den Tisch.

Die Stafette empfängt das Schreiben und eilt nach Berlin zurück.

„Was Neues, Hauptmann?" frägt der Prinz, als Nazmer am folgenden Morgen den üblichen Besuch abstattet.

„Der Kriegsminister ist abermals angesagt. Heute Nacht überbrachte eine Stafette die Meldung."

„Diesmal wird der Mann sicher kommen," entgegnete Friedrich. „Er wird der „künftigen Sonne," wie mein allergnädigster Vater mich zu tituliren beliebt, persönlich zum Brautstande gratuliren."

„Die Sache wäre demnach entschieden?"

„Freilich! Seine Majestät entschied, — und mir bleibt selbstverständlich nur ein gehorsamstes „Ja!"

„Sie wissen, wie ich von jenem Gehorsam denke."

„Denken Sie, was Sie wollen, Nazmer. Aber hier lesen Sie den Brief.

Friedrich schob das königliche Schreiben über den Tisch, vor dem er saß, stützte das Haupt in die Hand, und faßte den lesenden jungen Mann scharf in's Auge.

„Ah, — die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig," rief Nazmer. „Ich gratulire, mein Prinz, zu dieser ausgezeichneten Wahl."

Friedrich verharrte in der nachlässigen Haltung, ohne die dargebotene Hand des Hauptmannes zu ergreifen.

„Lesen Sie weiter!" sagte er kalt.

„Jede Zeile athmet die väterliche Sorge für das Wohl des Sohnes. In der That, ein warmer Brief."

„Jawohl, — ein warmer Brief!" klang es aus Friedrich's Mund, wie spottendes Echo.

„Sie scheinen mit der Wahl nicht einverstanden?"

Viel zu voreilig, Hauptmann!"

„Um Vergebung, mein Prinz!"

„Sie haben gelesen, daß Elisabeth „„ein modestes, eingezogenes Frauenzimmer ist,"" und was die Hauptsache, — „„ein gottesfürchtiges Mensch."" Sie ist ganz nach dem Geschmacke meines allergnädigsten Vaters, und auf den meinigen kommt es nicht an. Sie ist „„zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich,"" — so findet sie der König, und der Geschmack des Königs hat seine Berechtigung. Im Uebrigen mag sie sein, wie sie will,

— der König hat das Recht, dem Kronprinzen die Frau zu wählen."

„Ich bestreite dem Könige dieses Recht. Keine Macht der Welt sollte mich zwingen, eine Frau zu nehmen, die weder meinen Neigungen entspricht, noch den Forderungen, die ich an die Lebensgefährtin stelle."

„Gut, Hauptmann! Das „gottesfürchtige Mensch" von Braunschweig entspricht weder meinen Neigungen, noch meinen Forderungen; denn sie ist nicht schön, aber dumm und gottesfürchtig."

„Sie haben also einen verneinenden Bescheid nach Berlin geschickt."

„Wo denken Sie hin? Ist es klug, den Zorn der Könige zu reizen? Ist es christlich, ungehorsam dem Vater zu sein? Meine volle Einwilligung, meinen blinden Gehorsam ließ ich die Majestät wissen."

Natzmer stand betroffen. Dieser Spott des Prinzen, und dieses vermessene Spiel mit den zartesten Verhältnissen, entrüstete ihn.

„Die Sünde gegen Ihr besseres Selbst ist groß, mein Prinz!"

„Sprechen Sie deutlicher und offen! Sie wissen ja, die Majestät befiehlt, daß man mir die Wahrheit sage."

„Ich gehorche Eurer Hoheit!" entgegnete der junge Mann sehr ernst. „Ja, Sie versündigen sich an Ihrem

Glücke, und noch mehr an dem Ihrer Gattin. In welcher Lage befindet sich eine Frau, die wahrnehmen muß, daß sie die Liebe des Gatten nicht besitzt, der sie verachtet? Welche schwere Anklage muß die Brust eines Mannes beunruhigen, der ein edles Weib unglücklich macht? Hat denn Ihre Gattin blos Anspruch auf fürstliche Titel? oder hat sie nicht weit mehr Anspruch auf Ihr ganzes Herz? — auf ein Lebensglück, das sie in Ihrer Liebe allein finden kann? Vermögen königlicher Rang und Glanz das Glück zu ersetzen, wenn Liebe und Neigung fehlen? Sie machen Elisabeth unglücklich, — und das ist nach meiner Ansicht unmännlich, sogar verbrecherisch."

„Sie sind aufrichtig, Nazmer, muß gestehen, — und auch ehrlich. Ich aber bin nur der gehorsamste Sklave Seiner Majestät. Muß später Elisabeth den Mißgriff meines allergnädigsten Vaters schwer büßen, — gut, dann war sie eben zum Dulden prädestinirt."

„Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein."

„Mein voller Ernst."

„Dann muß ich tief bedauern, Hoheit, daß unsere Ansichten unendlich weit auseinander gehen," sagte der Hauptmann, indem er sich verabschiedete.

„Sie gehen, um Ihre bittere Stimmung vor mir zu verbergen. Gehen Sie, Nazmer, — doch verurtheilen Sie mich nicht. Ein zum Unglücke prädestinirter Mensch,

wie ich, darf sogar feige und verächtlich erscheinen im Urtheile eines ehrlichen aber glücklichen Mannes."

Der junge Offizier verbeugte sich stumm und ging. Friedrich blieb in Mitte des Zimmers stehen, den Blick fest auf die Thüre gerichtet.

„Er wird Alles wörtlich nach Berlin schreiben; denn auch Nazmer ist ein Spion, wie alle Uebrigen."

Das Tabakscollegium.

Friedrich Wilhelm I. besuchte kein Schauspiel, er vermied es nicht blos, — er verbot es. Weil aber jeder Mensch seine Erholung haben muß, so besuchte der König alltäglich „das Tabakscollegium".

Was war das Tabakscollegium?

In einem roth bemalten Zimmer des Schlosses versammelte der Fürst jeden Abend eine geringe Anzahl von Männern. Diese Auserwählten waren genommen aus den Ministern, Generälen und auswärtigen Gesandten. Ohne besondere Einladung des Königs durfte Niemand an jenen Abendgesellschaften Theil nehmen. Der vorzüglichste Genuß jener auserlesenen Versammlung bestand im Rauchen. Wer nicht rauchen konnte, mußte wenigstens den Schein des Rauchers annehmen. Kleine Körbchen enthielten Tabak, daneben lagen holländische Thonpfeifen. Ein großer Tisch seufzte unter der Last von Brod, Butter, Braten und Schinken. Kein Diener durfte das Zimmer betreten. Die Gäste mußten sich von dem großen Tische selbst bedienen. Vor dem Platze eines

Jeden stand ein Tisch und darauf ein weitbauchiger weißer Krug mit Duckſteiner Bier, nebſt einem Glaſe zum Einſchenken. Die dicken Tabakswolken zerriſſen derbe Witze und Schnurren. Zoten wurden auch geriſſen und Mancher weidlich geneckt und aufgezogen. Aber heimlich durfte Keiner mit dem andern ſprechen, — „ſintemal der König ſehr argwöhniſch war.“

Das Tabakscollegium hatte übrigens auch eine ſehr ernſte Seite. Es entſchied über Krieg oder Frieden, über die wichtigſten Staatsangelegenheiten. Wenn die Pfeifen glühten, und die Duckſteiner Geiſter über den Rauchwolken ſchwebten, trug der König offen ſeine Anſichten über Dinge von Gewicht vor. Er hörte die Meinungen der Uebrigen und zog ſie in Erwägung. So kam es, daß die beſten Raucher und Trinker, die fröhlichſten Geſellen bedeutenden Einfluß übten auf die preußiſche Politik. Schlichte Offiziere, welche ihr Weſen durch ein ehrliches, anſpruchloſes Gewand zu umkleiden verſtanden, entſchieden oft mehr in Dingen äußerer und innerer Politik, als des Königs Miniſter.

Prinz Friedrich ſchreibt über das Tabakscollegium:

„Ich kenne die Verdienſte des rothen Zimmers, und der Tabakswolken, welche die Regionen deſſelben erfüllen. Und dennoch weilt dort ein Senat, in welchem häufig über uns andere Sterbliche das Schickſalsloos geworfen wird. Der Senat der Römer ward wegen des ernſten würdevollen Schweigens der Senatoren für eine Verſammlung von Göttern gehalten, derjenige von Berlin,

anstatt Göttern vergleichbar zu sein, sinkt herab zu einer Rauch- und Trinkstube."

Zu den gewandtesten Tabakscollegialen gehörte der General und Kriegsminister Grumbkow. Seine Pfeife wurde nie kalt, sein Krug bald leer, seine Späße versiechten niemals, und was dem Könige besonders gefiel, er machte nicht den geringsten Anspruch auf Geist und Scharfsinn. Grumbkow war im Urtheile des Monarchen der schlichteste, gewöhnlichste Mensch, ein ausgezeichneter Soldat und Gesellschafter, aber mit dem gesundesten Hausmannsverstande begabt.

Dennoch war Grumbkow nicht das, was er schien. Seine Offenheit verbarg List und Verschlagenheit, seine Dummdreistigkeit einen tiefen Verstand. Er kannte des Königs schwache Seite. Diese Kenntniß, und sein kluges Benehmen, verschafften ihm die Herrschaft über den Fürsten. Dabei maß Grumbkow sechs Fuß, — ein nicht unbedeutender Vorzug in den Augen seines Herrn.

Der Kriegsminister kannte aber nicht nur den König, sondern auch den Kronprinzen. Er wußte, daß ihm die Wahl der Braut mißfiel, obschon er die unbedingte Einwilligung Friedrichs voraussah. Hatte er doch selbst dem Prinzen gerathen, in alle Verfügungen des Vaters unbedingt einzugehen.

Durch ein geschicktes Manöver entlockte Grumbkow dem Fürsten den Auftrag, sich nach Küstrin zu begeben, und die wahre Meinung Friedrichs über die Brautwahl zu erforschen.

„Er weiß ja, General, was der Fritze für ein verstockter Kerl ist. Ziehe Er ihm die Würmer aus der Nase und bringe Er den Jungen zur Raison."

Zwei Tage später trat der sechs Fuß hohe General, ein offenes, bedeutsames Lächeln in dem stark gerötheten Gesichte, in das Zimmer des Prinzen zu Küstrin.

„General, seien Sie herzlich willkommen! Sie zu sehen, ist für mich der erste glückliche Augenblick in dieser verfluchten Galeere."

„Bevor ich Platz nehme" sagte der Kriegsminister, eine höfische Haltung annehmend, „bringe ich stehenden Fußes, das Gewehr präsentirend, dem glücklichen Bräutigam meine aufrichtigen Glückwünsche dar."

Augenblicklich veränderte sich Friedrichs Gesicht. Die eben noch lächelnden Züge wurden bitter, und über die bleichen Wangen flog der Hauch einer Röthe. Grumbkow war der Einzige, den er zuweilen in sein Herz blicken ließ; denn Grumbkow, ein erfahrener Mann und tiefer Menschenkenner, verstand es, in jener scherzenden, sarkastischen Weise mit dem Kronprinzen zu verkehren, welche einen stark hervorstechenden Zug seines Wesens bildete. Zudem verdankte der Gefangene von Küstrin den Bemühungen des einflußreichen Ministers manche Erleichterungen. Endlich gestattete ihm Grumbkows Scharfsinn nicht, ebenso verächtlich von diesem zu denken, wie der Prinz von des Königs Umgebung im Allgemeinen dachte.

„General, ich kenne Ihre Stärke im Sarkasmus, — aber es ist unmännlich, über das Unglück zu spotten."

„Zu spotten? Und über das Unglück zu spotten?“ wiederholte der Minister im Tone des Erstaunens.

„Lassen Sie nur die Maske fallen, General, und gestehen Sie, daß ich elend betrogen bin. Mein Vater vermählt mich mit „„einem modesten, gottesfürchtigen Mensch, das zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich ist,““ — und Sie wünschen mir Glück dazu; — ist das kein Spott?“

„Wenn ich nun den Brief gelesen habe, Prinz, — den Brief, worin jede Zeile jubelt über das gewonnene Glück, — über „„die vortreffliche Wahl, — über die ganz ausgezeichnete Prinzessin, deren Stirne zum Tragen der Königskrone geschaffen ist,““ — wenn ich dies Alles gelesen habe, ist mein Glückwunsch dann auch noch Spott?“

„Was Sie gelesen haben, General, diktirte Ihr Rath. Hätte mein Herz die Feder geführt und meine Anschauung von der Sache, dann würde der Brief ganz anders gelautet haben.“

„Wahr, ich rieth, in alle Wünsche und Pläne des Königs gehorsamst einzugehen. Sie werden gefunden haben, daß mein Rath gut ist. Ihr Brief hätte also Ihren blinden Gehorsam gegen die Majestät — aber zugleich Ihre Abneigung gegen die Brautwahl ausdrücken müssen. Hätte das Opfer Ihres Gehorsams nicht um so größer erscheinen müssen? Wäre die Majestät von Ihrer unbedingten Unterwürfigkeit nicht um so schlagender überzeugt worden? Warum haben Sie von Ihrem Widerwillen gegen die Braut nichts gesagt in dem Briefe? — nicht einmal die geringste Abneigung leise durchblicken lassen?“

„Sie haben Recht, Grumbkow, — man hätte Beides vereinigen können.“

„Und mir Gelegenheit geben können, an Ihren Widerwillen anknüpfend, den Handel nach Ihren Wünschen zu lenken.“

„Daß ich nicht darauf gekommen bin!“

„Dann möchte ich fragen, mein Prinz, was haben Sie gegen die Auserwählte? Wie können Sie über eine Persönlichkeit den Stab brechen, die Ihnen völlig unbekannt ist?“

„Was ich gegen das „„gottesfürchtige Mensch““ habe?“ rief der junge Mann lebhaft. „Hören Sie, lieber will ich eine Kokette, als eine Fromme! Soll ich mich verheirathen, dann muß meine Frau nach meinem Geschmacke sein.“ *)

„Gut, — sehen Sie die Prinzessin erst, dann sagen Sie, ob dieselbe nach Ihrem Geschmacke ist.“

„Daß sie nach meinem Geschmacke nicht ist, dafür bürgt mir der Umstand, daß sie nach dem Geschmacke des Königs ist,“ rief der Prinz in steigender Erregung. „Ich hasse sie, wie die Pest, — sie und ihre ganze Brut. Ist sie dumm, so entsage ich ihr und dem Teufel.“ **)

Er stürmte wild durch das Zimmer.

---

*) Oeuvres XVI. 43.
**) O. Klopp, Friedrich II. 46.

„Man sagt, sie habe eine Schwester, die wenigstens Menschenverstand hat. Warum soll ich denn die Aeltere nehmen? Die Jüngere ist doch eben so viel, und dem Könige kann es einerlei sein.“

„Ihr Geschmack geht also dahin, daß die Braut erstens nicht dumm, zweitens nicht fromm sein darf. Dumm ist Elisabeth nicht, und die Gottesfurcht läßt sich reformiren. Ich glaube, Ihr Witz könnte die Frömmigkeit eines heiligen Bernhard wegspotten.“

„Keine Einwendungen, — ich mag sie nicht! Lieber will ich cocu sein, als der Gatte jener Prinzessin werden.“

„Donner und Granaten, — Sie wehren sich ja, wie Einer, dem es an's Leben geht,“ sagte Grumbkow lachend.

„Sie werden das Widerstreben eines jungen Mannes begreifen, General, der gegen seine innerste Natur ein „„modestes, gottesfürchtiges Mensch““ heirathen soll. Stürzen Sie weder mich, noch Elisabeth in's Unglück. Denn ich sage Ihnen: werden wir zusammengezwungen, dann hat sie bei mir keine gute Stunde.“

„Wird es aber gelingen, den König auf andere Gesinnung zu bringen?“

„Ihnen ist Alles möglich,“ entgegnete Friedrich scherzend. „Sie sind der König des Tabakscollegiums und dieser ist der König des Königs.“

„„Hätte es Fritze nur einmal so weit gebracht, sagte jüngst Ihr allergnädigster Vater, eine holländische Pfeife regelrecht zu stopfen, dieselbe auszudampfen, und dazu

einen Krug Duckſteiner zu trinken.““ — Ich nahm Sie augenblicklich in Schutz und ſagte, daß die Andachts-übungen und Gebetſtunden aufhören müßten, wenn man noch hoffen wolle, einen tüchtigen Raucher und Biertrinker aus Ihnen zu machen. Der König lachte. Und wenn zwei Betſtunden weniger auf der Tagesordnung ſtehen, ſo haben Sie dies dem Tabakscollegium zu verdanken.“

„Ich danke Ihnen wirklich, Grumbkow! Ihnen wird es ſicher gelingen, mit dem Dampfe einer holländiſchen Thonpfeife die Eliſabeth von Braunſchweig wegzublaſen. Nicht?“

Der Kriegsminiſter ging in den Spaß nicht ein, ſondern blickte ernſt ſinnend nieder.

„Machen Sie mich auf ewig zu Ihrem Schuldner, — Grumbkow! Helfen Sie mir, um Gottes willen, von jener weſtphäliſchen Heiligen.“

„Ich will es verſuchen. Ihr Vater iſt gewiſſenhaft, — niemals wird er Ihnen die Gattin aufzwingen. Aber Eins fordere ich von Ihnen; — Sie müſſen den König enttäuſchen. Sie müſſen Ihn zwar Ihren unbedingten Gehorſam, zugleich aber auch Ihren Widerwillen gegen die Prinzeſſin wiſſen laſſen. Wollen Sie das thuen?“

„Natürlich, — verſteht ſich, — heute noch!“

„Ich verlaſſe mich darauf, daß Sie es thuen,“ wieder-holte Grumbkow mit Nachdruck, der Friedrichs Doppel-züngigkeit aus Erfahrung kannte. „Ich hoffe, daß Sie mir eben Ihre Empfindungen und Anſichten aufrichtig

mittheilten, und daß Sie dies der Majestät gegenüber gleichfalls thun werden."

Am folgenden Abend erfüllten Tabakswolken das rothe Zimmer. Es befand sich heute nicht ein einziger Scheinraucher unter ihnen, alle dampften ihre holländischen Pfeifen mit einer Energie, als sei es auf die Vertilgung des Tabakskrautes abgesehen. Dem Duckſteiner Bier wurde wacker zugesprochen, und die Gesellschaft machte Witze und riß Schnurren von solcher Kraft und Trefflichkeit, daß der König wiederholt in ausgelassenes Lachen ausbrach.

Vor Allen glänzte Grumbkow. Seine Schnurren, in jenem trockenen Tone vorgebracht, der die einfachsten Bemerkungen schon lächerlich erscheinen läßt, waren unerschöpflich. Aber Grumbkow hatte Ursache, heute besonders sein Talent in dieser Beziehung glänzen zu lassen. Er bemerkte die trübe Stimmung des Königs, und er ließ die volle Ader seines Witzes springen, jene düstere Laune zu verscheuchen. Es gelang ihm dies vollständig.

„Ich beneide Sie um Ihre Kunst," sprach Seckendorf zu Grumbkow, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand, als sich der Monarch einige Zeit aus dem Zimmer entfernte. „Bevor Sie kamen, schimpfte der König furchtbar über die „hundsvöttischen" Minister von England, über die „Esel" von Beamten, über die „Spitzbuben" von Richtern. Seine Stimmung war außerordentlich bitter und gereizt. Ihr Witz hat seine Galle vollständig abgekühlt."

„Aber sagen Sie mir doch,“ fragte der Kriegsminister, nachdem er einige tiefe Züge aus dem Bierkruge gethan, „was ist denn vorgefallen heute? Ich komme vor einigen Stunden aus Küstrin zurück und treffe den König so ungestüm und wild, wie ich ihn selten gesehen.“

Der Diplomat lächelte.

„Ein Musketier hatte 6000 Thaler gestohlen,“ antwortete Seckendorf. „Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. General Dönhof stellte dem Monarchen vor, wie Schade es um den langen Kerl wäre. Die Werber müßten lange suchen, bis sie wieder einen so schönen Lümmel fänden. Das Geld habe man vollständig bei ihm gefunden, und sei der Staatsschatz um keinen Pfennig in Schaden gekommen. Sodann führte Dönhof an, daß neulich ein Kriegsrath 30,000 Thaler unterschlagen habe und vom Tribunal nicht zum Tode verurtheilt worden sei. Also möge man auch den stattlichen Musketier durchschlüpfen lassen. Der König begnadigte den Musketier, „weil man so hübsche lange Kerle nicht jeden Tag haben könne“. Dagegen entlud sich sein ganzer Zorn auf das Tribunal, welches den Kriegsrath nicht zum Tode verurtheilt hatte. Diesen Morgen in aller Frühe ließ er die Räthe hieher entbieten. Die Räthe stacken noch in den Schlafröcken, und ihr verzögertes Kommen reizte des Königs Unwillen noch mehr. Er empfing sie auf seinem Stuhle sitzend, das bekannte spanische Rohr in der Hand. Mit Ruhe und Gelassenheit setzte er ihnen die Ursache auseinander, weßhalb sie gerufen wurden. Die Räthe vertheidigten sich. Darüber gerieth der König in unbeschreibliche Wuth.“

„„Ihr Schweinehunde,““ fuhr er sie an, „„warum habet ihr so erkannt?““

„Die unklugen Räthe beugten sich vor dem Sturme nicht. Ihre Rechtfertigung erbitterte den König immer mehr. Er schwang das Rohr und schlug dem zunächst Stehenden die vorderen Zähne in den Mund. Die übrigen prügelte er die Schloßtreppe hinunter. Sie können sich den Spektakel vorstellen. Nach der Prügelei fand man Handschuhe, Hüte, Perücken und ähnliche Dinge auf der Treppe.“ *)

Grumbkow lachte hell auf.

„Was hat Er denn schon wieder, General?“ fragte der König, welcher eben zurückkehrte.

„Majestät“, antworte der Kriegsminister unbefangen, „ich lache über Ihren Nachbar, Peter den Großen. Denken Sie sich, Peter läßt eines Tages zwölf Cabinetsräthe kommen, die alle zusammen dumme Streiche gemacht hatten. Die Räthe waren ziemlich bejahrt und trugen zufällig alle Perücken. Der Kaiser empfing sie in seinem Zimmer, — er saß auf dem einfachen Stuhle und hatte das gewichtige Rohr in der Hand. Er liest den Räthen tüchtig den Text. Aber die Räthe wollten die kaiserliche Lection nicht gelten lassen. Sie vertheidigen sich durch allerlei Fuchsschwänzereien, welche Peter verhaßt waren. „„Nun, sagte er, wenn ihr den Text nicht wollt gelten lassen ohne Melodie, dann sollt ihr die

---

*) Stenzel III. 462.

Melodie dazu selber singen."" — Er greift zum Rohre und prügelt die Räthe weidlich durch. Die alten Herren liefen aus dem Zimmer, der Kaiser ihnen nach, — wobei sein Rohr fortwährend auf ihren Rücken den Takt schlug zu der Melodie, welche die zeternden Räthe sangen. Sie liefen durch die Gänge, der Kaiser immer hintendrein. Er prügelte sie die Schloßtreppe hinab, bis auf die Straße, wo die Räthe tüchtig durchgebläut, ohne Hüte und Perücken ankamen."

Der König lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Zugleich schmeichelte ihm die Aehnlichkeit seiner Handlungsweise mit jener des großen Russen.

„Laß Er sich sagen, General, ganz das Nämliche ist mir heute passirt," und er wiederholte den von Seckendorf bereits erzählten Vorfall.

„Man muß diesen Eselsköpfen das Hirn zurechtrichten," schloß Friedrich Wilhelm. „Diese Schweinehunde verurtheilen mir einen hübschen Musketier, einen sechs Fuß hohen Kerl zum Tode, weil er 6000 Thaler gestohlen, — den Kriegsrath aber, der 30,000 Thaler unterschlagen, den lassen die Schlingel laufen."

Die bittere Stimmung des Monarchen drohte wieder aufzuleben. Grumbkow riß eine Zote, die sich kaum nacherzählen läßt. Der König lachte.

Gegen Mitternacht hob der Fürst die heutige Sitzung des Tabakscollegiums auf. Gewöhnlich dampfte man bis 3 Uhr Morgens, wie die Markgräfin Wilhelmine berichtet.

Der Monarch winkte Grumbkow, zu bleiben.

„Stopfe Er sich eine frische,“ sagte er, nachdem Alle das Zimmer verlassen hatten. „Heda, — zwei Krüge Ducksteiner! — Wir müssen noch etwas mit einander plaudern.“

Friedrich Wilhelm stopfte gleichfalls die Thonpfeife, und hieß Grumbkow dicht an seiner Seite Platz nehmen.

„Ich sehe in der Heirathsgeschichte mit Fritze noch nicht recht klar“, begann der Monarch. „Sie sagen, der Bursche unterwerfe sich meinem Willen, — allein er habe einige Abneigung gegen die Prinzessin merken lassen. Schenke er mir reinen Wein ein, General.“

„Der Prinz nimmt die Prinzessin, Majestät, weil sie nicht häßlich und ein gottesfürchtiges Mensch ist, — vorzüglich aber darum, weil Eure Majestät will, daß er sie nehmen soll. Allein er meint, die jüngere wäre ihm lieber. Diese sei gewiß ebenso gottesfürchtig und die Tochter desselben Vaters.“

„Davon schreibt er in seinem Briefe kein Wort.“

„Ich habe dem Prinzen gesagt, er möge seinem allergnädigsten Vater und König offenherzig seine Meinuug aussprechen. Denn, — sagte ich ihm, die Majestät will nicht, daß Sie eine Frau heirathen, welcher Sie nicht in Liebe zugethan sind, weil hiedurch großes Unheil entstehen könnte, — und weil der gottesfürchtige Sinn Seiner Majestät dieses Unheil nicht verantworten mag.“

„Gut gesprochen, Grumbkow, — ganz gut! Ich will nicht zwei zusammenkuppeln, die sich ihr ganz esLeben

einander beißen. Davor behüte mich Gott! Will Fritze die jüngere, so mag er sie haben; denn sie ist ebensogut aus dem Hause Braunschweig, wie die ältere. Auch die jüngere salvirt unsere Politik in der Geschichte."

„Ich bin ganz der Ansicht Eurer Majestät!"

„Aber fatal, — der Herzog ist mit der Elisabeth schon eingeladen. Ich erwarte sie höchstens bis übermorgen."

„Der Handel läßt sich leicht nach der Absicht Eurer Majestät lenken. Sie rufen den Prinzen hieher. Die jungen Leute lernen sich kennen. Das Uebrige gibt sich von selbst."

Ein Mann und eine Memme.

Der Herzog von Braunschweig kam, mit ihm seine Tochter Elisabeth. Friedrich Wilhelm empfing sie wohlwollend und herzlich. Die Prinzessin machte auf ihn den besten Eindruck.

„Ich habe eine Staffette nach Küstrin geschickt," sagte er seinem Vertrauten Grumbkow. „Fritze muß kommen, — muß die schöne Elsbeth sehen, — und Fritze ist ein Lump, wenn ihm solch' eine herrliche, gottesfürchtige Person nicht in die Augen sticht."

Der Kriegsminister zuckte die Achseln.

„Laß Er das Achselzucken, General! Thu' Er s'Maul auf. Was hält Er von der Prinzessin?"

„Meine Hochachtung für Elisabeth von Braunschweig ist wo möglich noch größer, als diejenige Eurer Majestät. Sie gleicht an Hoheit einem Engel, und einer Heiligen an Herzensgüte. Hab' in meinem Leben keine tugendsamere Prinzessin gesehen."

„Wird Fritze nicht das Nämliche sehen, was wir Beide sehen, und was Jeder sehen muß, der helle Augen und einigen Verstand besitzt?“

„Schwerlich, — wenn ich offen meine Meinung sagen soll! Junge Leute sehen mit andern Augen, als gereifter Verstand. Er ist von einem Vorurtheil, von einer fixen Idee gegen Elisabeth befangen.“

„Und wir sollen uns an Vorurtheile und fixe Ideen junger Laffen kehren? Die Elsbeth ist eine ganz ausgezeichnete Person, — eingezogen, demüthig, nicht im Geringsten kokett, gar nicht aufgeblasen, dabei voll Gottesfurcht und Herzensreinheit. Meint Er nicht, daß solche Vorzüge auf Fritze einen sehr günstigen Einfluß üben müssen?“

„Ohne Zweifel! Das Weib vermag viel über den Mann, — jedoch nur unter der Voraussetzung, daß der Mann einige Neigung für seine Frau hat.“

„Gerade die gute Beeinflussung von Seite der Frau leitet mich bei dieser Wahl,“ fuhr der König nach einigem Schweigen fort. „Sie kennen meinen Sohn! Von Kindesbeinen ist er verdorben durch seine Mutter und den verfluchten Franzosen. Er ist nichtsnutzig von der Sohle bis über die Ohren, — lügenhaft, heuchlerisch, spöttisch, feige und tückisch. Von Gottesfurcht weiß er gar nichts, — der Atheist. Ich glaube, Küstrin hat ihn durchaus nicht gebessert. Was jedoch Küstrin nicht vermochte, das vermag das edle, fromme Wesen einer tugendhaften Frau.“

„Bin ganz der Ansicht Eurer Majestät, und wünsche, daß Elisabeths Schönheit- und Seelenadel des Prinzen Abneigung besiegt.“

„Hm, — unsere väterliche und königliche Gewalt wird auch noch etwas zu diesem Siege beitragen,“ sagte der Monarch, kniff die Lippen zusammen und rollte seinen Rohrstock zwischen beiden Händen.

Der Minister verstand diese Anzeichen und wußte, daß der Rohrstock wiederholt mit des Prinzen Rücken in Berührung kam. Er fürchtete von des Königs Jähzorn das Schlimmste, und beeilte sich, den Fürsten an der einzig zugänglichen Seite anzugreifen, — an der religiösen.

„Majestät kann zwar den Prinzen zwingen, Elisabeth zu heirathen. Fritze wird sich dem Willen des Königs unterwerfen. Ist's aber wohlgethan und christlich, zwei junge Leute zusammenzuzwingen, die sich einander nicht mögen? Das müßte ein Eheleben werden, daran unser Herrgott keine Freude hat. Offen gestanden, Majestät, — ich für meine Person möchte einen solchen Zwang und Alles, was daraus entsteht, nicht verantworten.“

„Zwang, — Zwang,“ rief der Monarch halb unwillig, halb erschrocken, „was plaudert Er von Zwang? Mag 'nen unglücklichen Ehestand vor Gott ebensowenig verantworten, wie Er. Will Fritze die Elisabeth nicht, dann mag er sich zum Teufel scheeren hinüber nach Küstrin, und dort sitzen bleiben, bis er gescheidt wird.“

Ein Kammerdiener trat mit einem Briefe herein. Der Brief kam aus Küstrin. Der König erbrach ihn hastig. Seine Züge erheiterten sich beim Lesen mehr und mehr.

„Ah, — so ist's recht, — bravo!" murmelte er. „Da lesen Sie einmal, Grumbkow, — aber lesen Sie laut!"

Der Minister las:

„Küstrin am 19. Februar. Allergnädigster Vater! Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will: so werde ich jederzeit meines Vaters Befehl nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all' in unterthänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue, die Gnade zu haben, meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respektire. Uebrigens empfehle ich mich in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade, und versichere, daß nichts in der Welt ist, was mich davon abwenden kann, indem ich bis an mein Ende mit allem unterthänigsten Respekte und Submission verharre."*)

„Nun, was sagen Sie dazu?"

---

*) Oeuvres XXVII. 3, p. 58.

„Ich bin, offen gestanden, überrascht. Diese schnelle Wendung in der Gesinnung des Prinzen hätte ich nicht vermuthet.“

„Ich sage Ihm, es ist der schönste Tag meines Lebens,“ rief der König erfreut.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von Braunschweig herein. Friedrich Wilhelm, vom Rausche der Freude hingerissen, umarmte wiederholt den Fürsten. Mit zitternder Stimme las er ihm den Brief vor und rief am Schlusse:

„Dieser Brief ist mir lieber, als wenn mir zehn Regimenter der längsten Kerle von der Welt geschenkt worden wären.“

Bei der Heimkehr fand Grumbkow ein Schreiben des Kronprinzen.

„Ah,“ — sagte er beim Anblicke des Briefes, „auch mir meldet der Junge seine Sinnesänderung. Was ihn nur so schnell auf andere Gedanken gebracht haben mag? Hm, — so glücklich hab' ich den König niemals gesehen! Muß gestehen, auch mich freut der günstige Wechsel.“

Dies murmelte Grumbkow, während er den Brief erbrach. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als sich Entrüstung, beinahe Verachtung in seinen Zügen malte. Der Brief trug dasselbe Datum, wie jener an den König. Er lautete:

„Urtheilen Sie selbst, mein lieber General, ob ich sehr erfreut sein kann durch die väterliche Beschreibung

von dem Gegenstande meiner Wünsche. Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können es dem Herzoge auf irgend eine Weise zu wissen thuen: was auch davon komme, ich will sie nicht. Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben: man muß sich gedulden, und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch, — noch habe ich Hilfsquellen: — ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen. — Was denn beabsichtigt der König? Will er sich meiner versichern, so ist dies nicht das Mittel. Eine andere könnte es thuen, aber nicht eine bête, und es ist moralisch unmöglich, den Urheber unseres Unglücks zu lieben."*)

Der General fuhr nach der Stirne. Seine Augen starrten nach der Zimmerdecke, als sei ihm etwas ganz Außerordentliches begegnet. Er warf den Brief auf den Tisch und stieß einen Fluch hervor.

„Hölle und Wetter, ist das ein Mensch!" rief er in kochendem Unmuthe. „Ist das männlich, ist das ehrenhaft? Der Heuchler, die Memme, in einem Athem zwei solche Briefe zu schreiben! In einer so zarten Sache dermaßen feig, dermaßen falsch zu handeln! Sein Vater hat recht, — kein gesunder Fleck ist an ihm, — verdorben ist er vom Schädel bis zur Sohle."

*) Oeuvres XVI. 41.

Kopfschüttelnd schritt der entrüstete Mann durch das Zimmer.

„Wäre dieser Mensch nicht ganz aus Feigheit und Ehrlosigkeit zusammengesetzt, lebte nur ein Fünkchen Männlichkeit und Muth in ihm, — er könnte so nicht mit dem Geschicke eines edlen Mädchens spielen, dessen Besitz er nicht entfernt verdient. Zu mir spricht er wie ein Verzweifelter, sein Brief athmet Widerwillen und Abscheu gegen Elisabeth, Verachtung und Tücke gegen den Vater, — und sein Brief an den König? O Himmel!"

Und neuerdings entleerte sich die Entrüstung des ehrenhaften Generals in den stärksten Ausdrücken. Endlich wurde er ruhig. Auf sein Gesicht trat tiefer Ernst, eisige Kälte.

Der Kronprinz hatte die Verachtung eines redlich denkenden Mannes verdient.

Am folgenden Tage erschien Grumbkow nicht bei Hof. Friedrich war von Küstrin eingetroffen, und der General vermied es, ihm zu begegnen. Aber der Kronprinz eilte zu Grumbkow, der ihn kalt und förmlich empfing. Die leichte herzliche Art, worin der General bisher mit dem jungen Manne zu verkehren pflegte, war der Vorsicht und Glätte des Diplomaten gewichen. Friedrich errieth augenblicklich die Ursache dieser Veränderung.

„Sie haben doch meinen Brief erhalten, General?"

„Zu dienen, — und auch ihren Brief an den König gelesen."

„Und dem Widerspruche beider Briefe habe ich Ihre Kälte zu verdanken, — nicht? Sie sollten nachsichtiger sein mit mir, Herr Minister, — Sie sollten mit einem Menschen nicht so strenge in's Gericht gehen, der sich vor dem königlichen Zorne beugen muß, wie ein Schilfrohr."

„Unter keinen Umständen darf ein Mann zum Schilfrohr werden, Hoheit, das von jedem Winde hin- und hergetrieben wird."

„Vor der Bibel beuge ich mich", versetzte der Prinz in spöttischer Laune, „und auch vor Ihrem Unwillen. — Aber, um Gotteswillen, retten Sie mich aus dieser schrecklichen Lage! Sie können es, — Sie allein können der Retter meines Lebensglückes sein."

„Ihr Ansinnen ist unmöglich, — Sie selbst haben es unmöglich gemacht. Zur Vermeidung der projektirten Heirath gab es nur einen Weg, — Ihre Erklärung an den König, daß Ihre Abneigung gegen Elisabeth unüberwindlich ist. — Ich zeigte Eurer Hoheit diesen Weg, und Sie versprachen, ihn zu gehen. — Nach meiner Rückkehr aus Küstrin bin ich für Sie thätig, und zwar mit dem besten Erfolge. Ihr königlicher Vater will Eure Hoheit mit der Prinzessin nicht zusammenzwingen. Er will Ihnen freie Wahl lassen. Er wartet nur auf Ihre Erklärung. — Ihre Erklärung kommt, und was enthält sie? Das gerade Gegentheil von dem, was Sie wollen. Ihr Schreiben an den König ist das stärkste Gegenstück Ihres Briefes an mich. — Welcher Brief enthält nun die Wahrheit, — jener an den König, oder der an mich?"

„Sie quälen mich, General! Sie sind grausam gegen mich und ungerecht zugleich. Mein Brief an den König sagt nicht, daß ich Elisabeth liebe und zur Frau wünsche.“

„Nicht? Er sagt es nicht, Hoheit? Ihr Schreiben sagt wörtlich: „„Es ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie Sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben, und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen.““

„Und aus diesen Worten leiten Sie meine erklärte Neigung für Elisabeth?“

„„Sie mag sein, wie sie will, — es ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Prinzessin zufrieden ist, — ich werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben.““ — Ich finde nicht mehr in dem Briefe, Hoheit, als darin zu finden ist, — als Sie darin klar und deutlich ausgedrückt haben. Während Sie dem Könige Alles bewilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich auf meine Gefahr diese Angelegenheit nach Ihren geheimen Wünschen lenken soll.“

„Ich bitte von Ihnen, General, was Ihrem Einflusse leicht möglich ist, und was Ihre Liebe zu mir, der künftigen Sonne, gerne leisten wird.“

„Ich verstehe, Hoheit, ich verstehe! Bedenken Sie aber, daß ein Mann unter allen Umständen Wahrheit, Würde und Ehrenhaftigkeit bewahren muß.“

Der Prinz fühlte, daß die letzten Worte weniger eine Rechtfertigung Grumbkows, als eine schwere Anklage gegen ihn selbst enthielten.

„Gut, General, ganz vorzüglich! Gestatten Sie mir die einzig richtige Anwendung Ihrer Worte! Ist es der Wahrheit gemäß, wenn Sie meine Abneigung gegen die Prinzessin dem Könige erklären? Entspricht es Ihrer Ehrenhaftigkeit und männlichen Würde, wenn Sie einen hilflosen jungen Mann aus einem drohenden Verhältnisse retten, das ihn lebenslänglich unglücklich machen muß?"

„Der Wahrheit und Ehrenhaftigkeit ist dann von meiner Seite Genüge geschehen! Der König selbst wird Ihnen gesagt haben, daß ich die Heirath widerrieth, weil Eure Hoheit von unüberwindlicher Abneigung gegen Elisabeth erfüllt sei! — Sie verlangen nun, daß ich meinen Widerspruch gegen die Heirath fortsetze. Und worauf gründet sich mein Widerspruch? Auf Ihre wiederholte Erklärung an den allergnädigsten Vater, daß Sie mit der Heirath vollkommen zufrieden sind. Falle ich hiebei in Ungnade und werde nach Spandau in den Schubkarren geschickt, — Hoheit, — nun dann haben Sie mit dem Vergehen des hartnäckigen Grumbkow, welcher mit Gewalt eine vom Könige und von Ihnen sehnlichst gewünschte Verbindung hindern will, gar nichts gemein."

„Sie gehen zu weit, — in der That zu weit."

„Nicht weiter, als mir die eigene Sicherheit zu gehen anräth. Ich kenne den König! — Darum werden Sie

gestatten, daß ich mich von dieser Angelegenheit vollständig zurückziehe."

„Kann dies Ihr letztes Wort sein, General? Sind Sie klug?"

„O ich weiß recht gut, daß ich die Gnade Eurer Hoheit verliere, und daß mir die künftige königliche Sonne nicht lächeln wird. Immerhin, — dem Gerechtigkeitsinne des künftigen Königs bleibe es anheimgestellt, ob er einen Mann es darf fühlen lassen, der seine Schuldigkeit gethan."

„Wohlan", rief der Prinz bitter, „die ganze Welt läßt mich im Stiche, sogar ein Mann, dem ich vielen Dank schulde und von dem ich es nicht erwartet hätte, in der unheilvollsten Lage verlassen zu werden. Es sei, — bin ich prädestinirt dazu, der Mann einer bête zu werden, so mag sie es büßen."

„Die Prinzessin? Und warum die Prinzessin?" fragte Grumbkow strenge und heftig erregt über diese ebenso feige, wie boshafte Rache. „Elisabeth schenkt Ihnen Hand und Herz, — sie kommt Ihnen entgegen mit Vertrauen und Liebe, — und das soll sie büßen?"

„Ja, — das soll sie büßen; denn ich verabscheue ihre Hand und ihr Herz, — und hören Sie," schrie Friedrich wild, „ich werde die Gefühle meines Abscheues nicht zurückhalten."

Grumbkows Angesicht wurde dunkelroth. Aber er beherrschte sich.

„Thuen Sie das, — erklären Sie die Gefühle des Abscheues dem Könige, Sie haben hiezu die beste Ver=

anlassung, — Sie haben Elisabeth gesehen, — Sie können die Braut nicht lieben, unmöglich ihr zugethan sein, — Sie verabscheuen die Prinzessin. Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der König niemals diese Verbindung verlangt, daß augenblicklich die Sache zurückgeht."

„Und daß ich nach Küstrin zurückkehre, oder gar nach Spandau geschickt werde."

„An Ihrer Stelle, Hoheit, würde ich lieber nach Spandau gehen, als in den Ehestand mit einem edlen Mädchen, das ich lebenslänglich unglücklich machen würde. Noch mehr," sprach er, wobei sein Auge funkelte und seine Stimme einen ehernen Klang gewann, „ich würde mich lieber in Ketten legen lassen, als ein ehrenhaftes Mädchen mit dem Vorsatze heirathen, es unglücklich zu machen, oder es meine unverdiente Rache fühlen zu lassen."

„Bedauern Sie mich, General; denn ich besitze nicht Ihre bewundernswürdige Hochherzigkeit. — Ihrer Gunst aber empfehle ich mich!"

Ein neues Vergehen.

Elisabeth von Braunschweig weilte nun seit vierzehn Tagen am Hofe zu Berlin. Das Wohlgefallen des Königs an der Prinzessin wuchs täglich, es stieg sogar, in Folge seiner Beobachtungen, bis zur Hochachtung und Bewunderung.

Der Prinz heuchelte für seine Braut einen hohen Grad von Neigung. Wußte er ja, daß ihn das väterliche Auge bewache, und daß ihm der König ein Verhalten vorschrieb, das seinen Neigungen geradezu widersprach. Aber des Prinzen Feigheit und seine Furcht vor dem Könige waren noch stärker, als sein Widerwillen gegen Elisabeth. In unbewachten Augenblicken trat zuweilen Friedrich's innerstes Wesen dennoch hervor. Bei Vertrauten spottete er über die Prinzessin und verletzte in ihrer Gegenwart nicht allein das zarte Verhältniß des Brautstandes, sondern auch die Formen des Anstandes.

Der Prinzessin entging Friedrich's gezwnngenes Weseu nicht. Sie vermuthete zuweilen, daß er sie nicht liebe. Von der tiefen Verkommenheit und vollendeten Heuchelei des jungen Mannes hatte sie aber keine Ahnung. Die strenge mütterliche Zucht, unter der sie aufgewachsen, ihr persönlicher Edelsinn und ihre hohe Meinung von den Menschen, gestatteten ihr nicht, des Prinzen verkommenen Sittenzustand uud tiefe Charakterlosigkeit zu begreifen.

Emma von Spangenberg, Elisabeths Kammerfräulein, sah klarer. Durch Beobachtung und verstecktes Ausfragen von Personen, die in alle Verhältnisse des Hofes eingeweiht waren, erfuhr sie allmälig die ganze Wahrheit. Sie wußte, daß des Königs innerstem Wesen und bester Ueberzeugung die Heirath entsprach, der Königin jedoch mißfiel. Sie erfuhr manche Dinge aus der Vergangenheit des Prinzen, welche nächtliche Schatten auf den jugendlichen Wüstling warfen. Sie zürnte dem Bräutigam und beklagte schmerzlich die Braut. Aber sie vertraute Elisabeth keine Sylbe von diesen häßlichen Geheimnissen; denn Emma erkannte sehr wohl, daß diese Kenntniß die unglückliche Prinzessin tief kränken und beunruhigen müßte, ohne sie der drohenden Verbindung zu entreißen. Elisabeth war ein Opfer der Politik, und ihre hohen Tugenden in des Königs Augen ein Mittel zur Besserung des verkommenen Sohnes. Dies wußte Emma von Spangenberg. Sie hoffte zuweilen, Friedrich's sittlich todtes Herz möchte, am Herzen der Gattin erwärmt, die Auferstehung zum sittlichen Leben feiern.

„Ihr künftiger Schwiegervater ist doch ein herrlicher Mann," sagte Emma, als sie an einem sonnigen Märztage mit der Prinzessin durch den Schloßgarten wandelte. — „Zwar etwas allzu gerade mitunter, allzu frei, — ich möchte sagen: allzu deutsch. Ich denke immer an einen ungeschliffenen Edelstein, wenn ich an den König denke. Da im Menschenleben Sonnenschein mit Stürmen wechseln, und auch, so viel ich schon gehört und gelesen habe, das Eheleben diesen Wechsel theilt, so werden Sie, meine Gnädige, zur Zeit ehelicher Stürme an dem Schwiegervater einen starken Stamm finden, an den man sich anlehnen kann."

Elisabeth blieb stehen und sah die Sprecherin forschend an.

„Und ich habe von Vögeln gehört," sagte sie, „welche Stürme voraus verkünden. Man nennt sie deßhalb „Sturmvögel". Was veranlaßt Dich, Emma, die Rolle des Sturmvogels zu übernehmen?"

‚Was mich veranlaßt?" entgegnete diese etwas betreten. „Nun, — einzig die Thatsache, daß es in jedem Eheleben Stürme gibt."

„Sonst nichts? Sonst veranlaßt Dich nichts?" und Elisabeth's sanfter Blick ruhte ernst und forschend auf dem Fräulein.

„Auch meine Absicht, Sie zu erinnern, meine Gütige, daß Sie unter dem Dache der starken deutschen Eiche, Friedrich Wilhelm genannt, Schutz in ehelichen Stürmn finden."

„Müßte jene Zuflucht meinen Gatten nicht verletzen? Bei ehelichen Stürmen möchte weit besser die Anerkennung meiner Fehler und Schwächen schützen, und die Zuflucht, die ich in der Nachsicht meines Gatten finde."

„Ich muß gestehen, daß Ihre Ansicht weit besser ist, als mein Rath."

„Aber, Emma, wie kamst Du plötzlich auf diese sonderbare Bemerkung?" fragte die Prinzessin, nachdem sie eine Strecke fortgegangen waren. „Die Betrachtung des Wechsels im menschlichen Leben kann Dich allein nicht hiezu bestimmt haben."

„Nur diese Betrachtung! Was denn sonst?"

„Sei aufrichtig, Emma! Wir sind mit einander aufgewachsen. Von Kindheit an theilten wir Leiden und Freuden, — unsere Herzen verschlossen sich in Nichts gegen einander. Bei unserer Freundschaft, welche die Kindheit bildete und das spätere Alter befestigte, bitte ich Dich, mir nichts zu verhehlen."

„Ihr ernster Ton ängstiget mich, Elisabeth! Legen Sie doch kein Gewicht auf den Einfall des Augenblickes, auf eine bloße Laune."

„Gut, — dann soll Deine Bemerkung mich veranlassen, meine Befürchtung Dir mitzutheilen," fuhr die Prinzessin fort, wobei tiefe Trauer ihre sanften Züge umwölkte. „Ich mißfalle Friedrich, — er liebt mich nicht! Er spricht nie mit dem Herzen zu mir. Er ist kalt und förmlich."

„Gerechter Himmel, wie kommen Sie auf diese schrecklichen Gedanken? Der Prinz liebt Sie nicht? Haben nicht meine eigenen Ohren seine Liebeserklärungen schon gehört?“

„Kam es Dir hiebei nicht vor, als hätte er diese Worte vorher einstudirt? Sprach er sie nicht ohne allen Ausdruck, — ohne Gefühl und innere Wahrheit?“

„Ich fürchte, Sie sind ungerecht gegen den Bräutigam. Der Verstand ist bei dem Prinzen vorwiegend, — das Gefühl kam zu kurz, daher sein etwas trockener Vortrag. Dies hindert aber doch gewiß nicht, daß seine Worte und Betheurungen ernst gemeint sind.“

„Wie gerne möchte ich Deine Ansicht meinem Urtheile abringen! Allein ich vermag es nicht, — nein, es ist nicht möglich!“ klagte sie. „Wie förmlich, wie gemacht, wie gezwungen Alles an ihm ist! Hast Du nicht bemerkt, wie er, bei Unterhaltungen mit mir, seinen Vater forschend ansieht, als wolle er in dessen Zügen lesen, ob er so mit ihm zufrieden sei? O wie schmerzt mich der schleichende Argwohn, Friedrich werbe ohne Neigung um meine Hand, — er werbe nur auf Befehl des Königs!“

„Verzeihen Sie, Elisabeth, aber ich muß entschieden des Prinzen Partei ergreifen. Sie sagen, sein Wesen sei förmlich und gemacht. Kein Wunder! Ist er ja unter Franzosen aufgewachsen, die seine Erzieher gewesen, die ihm von Kindes Beinen auf französischen Formen=

kram eingeimpft haben. Ist es ihm beim besten Willen möglich, dieser anerzogenen Förmlichkeiten sich gänzlich zu entäußern? — Sie sagen, er blicke immer auf den König. Sie wissen doch, welche Scheu er vor dem Vater hat, wie er ihn achtet, — möchte beinahe sagen: — fürchtet. Da er nun die Hochachtung des Königs für Sie kennt, so ist es natürlich und auch verzeihlich, wenn er im Verkehre mit Ihnen der väterlichen Zufriedenheit gewiß sein will. — Sagen Sie nun, wäre es nicht ungerecht, aus dem Verhalten des Prinzen Kälte und Mangel an Neigung abzuleiten?"

„Möchtest Du nicht irren!" versetzte Elisabeth in ergebener Ruhe. „Ich weiß, daß die Verehelichung des Kronprinzen von Preußen ein bedeutsames Werk der Politik ist, wie mein Vater sagt; — ich weiß auch, daß der König und meine gütigen Eltern diese Verbindung sehnlichst wünschen. Ich unterwerfe mich! Sollte ich der Liebe des Prinzen unwerth sein, dann werden Treue und Gehorsam doch wenigstens die Achtung meines künftigen Gatten verdienen."

Emma von Spangenberg blickte bei Seite. Ihre Augen wurden feucht.

Eine laute Stimme verkündete das Nahen des Königs, der mit Grumbkow den breiten Weg herauf kam; der Herzog und der Kronprinz folgten.

„Wir stören doch nicht, meine Tochter?" fragte der König gutmüthig lächelnd.

„Die Gegenwart Eurer Majestät ist für uns ehrend und angenehm zugleich,“ antwortete Elisabeth, und als jetzt auch der Kronprinz herankam, übergoß eine liebliche Röthe ihr Antlitz.

Bekanntlich besaß die Prinzessin einen Körperbau von seltener Schönheit und dem feinsten Ebenmaß der Formen, — verbunden mit einer Grazie der Bewegungen, welche den günstigen Eindruck ihrer Erscheinung noch erhöhte. Ihre sanften Züge, und der milde Glanz ihrer Augen ersetzten hinlänglich, was dem Angesichte an Vollkommenheit mangelte. Augenblicklich aber, wo die Gegenwart des Bräutigams ihre unschuldige, edle Seele lebhafter in dem Antlitze spiegeln ließ, hätte die verabscheute Braut sogar jene bekannte Schönheit des üppigen Hofes von Dresden in Schatten gestellt, mit der Friedrich in schlüpferigen Verhältnissen bis zu leiblichen Folgen lebte*).

Der König betrachtete mit Wohlgefallen, der Herzog mit väterlichem Selbstgefühle die Prinzessin. Gumbkow dachte an die Gesinnung des Kronprinzen, und in seinem Gesichte wechselten die Ausdrücke der Entrüstung mit jenen des Mitleidens.

Friedrich bemerkte weder den Liebreiz, noch den feiernden Triumph geistiger Vorzüge im Wesen der Braut. Er sah nur den Vater, und seine sklavische Furcht trieb ihn, sein Benehmen gegen Elisabeth so zu gestalten, wie

---

*) Gräfin Orzeldka, eine natürliche Tochter des Polenkönigs.

er glaubte, daß es dem Willen und Geschmack des Königs entsprechen würde. Selbstverständlich kamen in Folge dieser heuchlerischen Rolle manche Unnatürlichkeiten zum Vorschein. Friedrich Wilhelm schrieb den offenbaren Zwang des Sohnes dessen Verlegenheit zu, da er glaubte, auf einen lebhaften jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, müßte Elisabeth's Liebenswürdigkeit nicht ohne verwirrenden Eindruck bleiben.

„Grumbkow," befahl der König, „reiche Er dem Kammerzöfchen da seinen Arm. Wir müssen die Beiden einige Augenblicke allein lassen."

Während Grumbkow gehorchte, und der Monarch mit dem Herzog weiter ging, blieb Friedrich bei der Braut zurück, bot ihr etwas linkisch seinen Arm und Beide schlugen den nächsten Seitenpfad ein.

„Finden Sie das Leben in Berlin nicht etwas langweilig, Prinzessin?" begann der Kronprinz. „Wir sind sehr arm hier an Unterhaltungen. Wir besitzen nicht einmal ein Schauspiel, und wenn mich die langen Grenadiere meines Vaters zuweilen nicht amüsirten, und ich die Parade nicht als Schauspiel zu betrachten gelernt hätte, wäre es wirklich jetzt unausstehlich in Berlin."

Elisabeth übersah den Spott dieser Worte gegen des Königs bekannte Liebhaberei, und auch die unzarte Beziehung gegen sich selbst. Ihr reines, argloses Gemüth faßte Friedrich's Worte unbefangen auf und beantwortete sie in diesem Sinne.

„Sie irren sich, Friedrich,“ entgegnete sie mit etwas zitternder Stimme. „Die vierzehn Tage meines Hierseins gingen rasch vorüber. Das Schauspiel kann ich leicht entbehren, und bin von Kindheit an gewöhnt worden, die Zerstreuung nur als Erholung zu betrachten.“

Der Prinz schnitt unwillkührlich eine Grimasse, worin das Wort „bête“ geschrieben stand.

„Ich habe davon gehört, — die Herzogin ist eine strenge Mutter und eine genaue Hausfrau, — sie würde ausgezeichnet zu meinem Vater passen. Ich aber, meine Gnädige, liebe das Vergnügen und den bunten Wechsel des Lebens. Sind wir dazu prädestinirt, nebeneinander durch das Leben zu gehen, dann werden Sie wohl Ihre Neigungen und Ansichten etwas modifiziren müssen.“

„Ihr Wohlgefallen zu verdienen, wird stets mein eifrigstes Bestreben sein.“

„Schön, — ausgezeichnet, — danke Ihnen wirklich! — Aber, um von etwas Ernstem zu reden: — wie gefällt Ihnen die Anlage dieses Gartens? Finden Sie dieselbe nicht gar zu arm und nothdürftig?“

Elisabeth konnte nicht sogleich antworten. Die kränkende Art und Weise, wie der Prinz das vorige Gespräch abschnitt, preßte ihr das Herz zusammen.

„Ich achte den Geschmack Ihres Herrn Vaters, und wage kein absprechendes Urtheil in einer Sache, von der ich nur geringe Kenntnisse besitze.“

„Sehr modest, — in der That modest!“ rief der Prinz. „Sehen Sie, mein Großvater liebte die Pracht und zwar nicht ohne Geschmack. Er hatte mit Figuren aus weißem und schwarzem Marmor, — wodurch wahrscheinlich die preußische Landesfarbe dargestellt werden sollte, — den Garten geziert. Man konnte hier die ernsten, die lustigen, die häßlichen und die schönen Götter und Göttinen des Alterthums sehen. Hier stand der preußische Merkur, — dort der preußische Rhenus, — der stattliche Apollo und die minnereiche Venus. Was thut der fromme Sinn meines Vaters? Er wirft das heidnische Pack unbarmherzig aus dem Garten, — er sperrt alle zusammen in einen schmutzigen Schuppen, wo jetzt noch die armen Götter trauern. — Sind Sie damit einverstanden, Prinzessin?“

„Vollkommen! Denn ich setze voraus, daß der fromme Sinn des Königs, in welchem, wie Sie sagen, die Veränderung geschah, sehr lobenswerth ist.“

„Ich bewundere Sie, meine Gnädige! Aber Sie werden mir erlauben, daß ich für die classische Kunst nicht unempfindlich bin.“

„Nicht allein dies, — ich werde auch als Schülerin zu Ihren Füßen sitzen, um die classische Kunst, von der ich nichts verstehe, achten zu lernen.“

Sie trafen mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen. Man kehrte in das Schloß zurück. Elisabeth suchte ihr Zimmer. Lange saß sie nachdenkend über des

Prinzen Benehmen, und endlich fand ihr tief gekränktes Herz Erleichterung in einem Strome von Thränen.

Der Herzog kehrte mit seiner Tochter nach Braunschweig zurück. Der König umarmte beim Abschiede Elisabeth, drückte ihr in herzlicher Weise sein Wohlgefallen aus und küßte sie auf die Stirne. Dem Herzoge gab er den Wunsch zu erkennen, daß die eheliche Verbindung beschleunigt werden möge.

Der Kronprinz zog sich, um der Nähe des gestrengen Vaters zu entgehen, nach Ruppin zurück, wo sein Regiment lag. Der König befahl ihm, jede Woche an die Braut zu schreiben; der Prinz gehorchte.

Den Kriegsminister Grumbkow suchte Friedrich wieder zu gewinnen. Er richtete mehrere Schreiben an ihn. Grumbkow beantwortete sie nicht. Der Prinz verdoppelte sein Bemühen, bis es ihm endlich gelang, Grumbkow wenigstens für seine materiellen Interessen günstig zu stimmen. Der vom Vater ausgeworfene Gehalt reichte für den Kronprinzen nicht aus. Durch Vermittlung des Ministers erhielt er vom Kaiser einen Jahresgehalt von 3000 Dukaten. Auch für seine Schwester Wilhelmine bat Friedrich den kaiserlichen Pathen um Geld. Sie erhielt 1000 Dukaten jährlich. Als Carl VI. sogar dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, Duhan, Wohlthaten erwies, schrieb Friedrich

„Dieser Fürst, der die Bewunderung Europa's ist, hat sich gegen mich nur durch großmüthige Handlungen

zu erkennen gegeben. Ich bringe ihm jede Erkenntlichkeit dar, die meine Pflicht mir zu haben gestattet, und ich kann dem Grafen Seckendorf versichern, daß ich mehr Verehrung für den Kaiser habe, wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten, als wegen seines Ranges. Ich bin unglücklich genug, nicht alle Sorgfalt meiner Freunde durch meine guten Absichten vergelten zu können; aber ich hoffe, daß ich nicht prädestinirt sein werde, ihnen Kummer zu machen*)."

Wenn Friedrich später die gröbste Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zeigte, so konnte er sich leicht durch den Vorwand entschuldigen, daß er hiezu „prädestinirt" gewesen sei.

Ueber die bevorstehende Heirath schrieb er spottend an Grumbkow:

„Ich studiere die Complimente für Braunschweig und gehe auf die Eberjagd, um sie zu lernen; car entre Westphalien et porc il n'y a pas grande différence. — Um aber von einer ernsthafteren Sache zu reden und die mich mehr interessirt: so versichere ich Sie, mein sehr theurer Freund, daß ich bis in's Grab Ihnen aufrichtig zugethan sein werde**)."

Ort und Zeit der Trauung wurden bestimmt.

Am 10. Juni 1733 begaben sich der König, die königliche und herzogliche Familie nach Salzdahlum, einem Schlosse des Herzogs bei Wolfenbüttel. Wilhel-

*) Oeuvres XVI. 73. **) Ebendaselbst 79.

mine, Friedrich's gleichgesinnte Schwester, war nicht erschienen. Am Morgen des Trauungstages schrieb ihr der Prinz:

„Ich liebe die Prinzessin nicht. Ich habe Widerwillen gegen sie, und unsere Heirath bedeutet nichts; denn es kann weder Freundschaft noch Einigung zwischen uns statt haben."

Er ließ den Brief unvollendet, begab sich in die Kirche, und sprach vor dem Altare jenes bedeutungsvolle „Ja," wodurch er einer Jungfrau Liebe und Treue gelobte, die ihm ein edles, reines und warm fühlendes Herz schenkte, die er aber nicht liebte, gegen die er Widerwillen empfand. Der Prinz opferte sonach ein edles Weib seinem Sklavensinne, seiner Feigheit und Unnatürlichkeit. Er beging ein Verbrechen an der Würde der Ehe, am Manneswort, und am Glücke Elisabeth's, deren künftiges Leben, vom Gatten verstoßen, in Trauer und Verlassenheit dahinfloß.

Nach der Trauung vollendete der Prinz seinen Brief an die Markgräfin von Baireuth.

„Eben endigt die ganze Ceremonie, und Gott sei gelobt, daß Alles vorüber ist. Ich hoffe, daß Du es als ein Zeichen meiner Freundschaft ansehen wirst, daß ich Dir die erste Nachricht mittheile*)."

---

*) Oeuvres XXVII. I. 8.

Bis zum Tode des Vaters lebte zwar Friedrich mit seiner Gattin unter einem Dache, aber nicht in Liebe und ehelicher Gemeinschaft. Kaum hatte der König die Augen geschlossen, so hörte auch das äußere Zusammenleben auf. — Die Fortsetzungen dieser Novellen dürften wiederholte Veranlassung bieten, sowohl das Dulden eines edlen Weibes, wie die Härte eines unnatürlichen Gatten zu beleuchten.

II.

Judas Makkabäus.

Die Freigeister.

König Friedrich II. lag fieberkrank auf seinem Schlosse Rheinsberg. Die Lage dieses Schlosses war reizend. Ringsum prächtige Buchen- und Eichenwälder, und am Fuße des Hügels ein dunkler See, dessen glatten Spiegel stolze Schwanen und seltene Enten-Arten durchfurchten. Die Aussicht über die Wälder und das Flachland ließ das Auge nicht unbefriedigt, und gerne ruhte es auf dem nahen, freundlichen Städtchen Rheinsberg.

In strenger Zurückgezogenheit, von einem Kreise geistesverwandter Franzosen umgeben, lebte hier der Kronprinz bis zum Tode des Königs, im Mai 1740. Da seinen strebsamen Geist des Vaters Argwohn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, so widmete er seine Zeit dem Studium der Philosophie. Wolf's Schriften ließ er durch Suhm in das Französische übersetzen, weil dieser deutsche Kronprinz der Sprache seines Vaterlandes weniger mächtig war, als der französischen.

Wolf's Philosophie blieb nicht ohne günstigen Einfluß. Im April 1736 schrieb Friedrich an den Grafen Manteufel:

„Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele. Ich glaube an Gott und an Den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen. Ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann."

Friedrich's Ueberzeugung wechselte jedoch bald. Die Bekanntschaft mit Voltaire, welche ihm der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie, ein sittlich verkommener Mensch, vermittelte, vernichtete Wolf's schöne Saat. Voltaire's giftiger Spott zerstörte rasch die letzte christliche Idee im Herzen Friedrich's. Bevor er den Thron bestieg, hatte er gebrochen mit dem Glauben seiner Väter und der Religion jenes Volkes, das er regierte.

Seine Geringschätzung blieb bei der Religion nicht stehen. Sie erstreckte sich auf ihre Verehrer, die Preußen, — sogar auf alle Deutschen.

„Die Deutschen im Allgemeinen sind Tölpel," sagt er. „Die Dümmsten unter ihnen sind die Bayern. Am anstelligsten benehmen sich noch die Altpreußen, allein ihre Gewandtheit schlägt gewöhnlich in Fadheit aus. Die Pommern sind natürlich und derb, — aber die Berliner und Märker taugen gar nichts *)."

In Folge dieser Verachtung deutschen Wesens und deutscher Art, umgab er sich mit einem Kreise französi-

*) Ranke, Preuß. Gesch. B. III. 479.

scher Schöngeister. Unter diesen behauptete Baptist de Boyer den ersten Rang. Er war Friedrich's täglicher Genosse durch fünfundzwanzig Jahre.

Es ist nothwendig, einen flüchtigen Blick auf das Leben dieses Franzosen zu werfen.

Johann Baptist de Boyer, Marquis d'Argens, wurde 1704 zu Aix in der Provence geboren. In der Jesuitenschule erlangte er gründliche Kenntnisse der griechischen und lateinischen Sprache. Fünfzehn Jahre alt, wurde er Soldat und flüchtete mit einer Schauspielerin nach Spanien. Der Entführten überdrüssig, verließ er dieselbe, um sich längere Zeit in Constantinopel herumzutreiben. Nach Frankreich zurückgekehrt, dient er unter Marschall Berwick gegen die Deutschen. Von Gläubigern verfolgt, mit seiner Familie zerfallen und enterbt, ging er nach Holland, wo seine Feder ihn ernährte. Er schrieb im Dienste des Unglaubens und des antichristlichen Fanatismus. Boyer verhöhnte in zahlreichen Schriften die christliche Religion und bespritzte sie mit der giftigen Lauche des Spottes. Später sammelte er seine zerstreuten Schriften in einem Werke, unter dem Titel: „Philosophie des gesunden Menschenverstandes." — Kronprinz Friedrich las jenes Werk. Er fand inniges Wohlgefallen an dem geistesverwandten Manne, und berief ihn nach Rheinsberg. Die fürstliche Anerkennung und Friedrich's Umgang spornten Boyer's Eifer. Julian's Schmähreden gegen das Christenthum übersetzte er in das Französische, ebenso andere religionsfeindliche alte Werke. Boyer predigte laut und offen die Nichtexistenz

Gottes und die Ewigkeit der Materie. Am Abende seines Lebens kehrte er nach Frankreich zurück. Im Jahre 1771 klopfte der Tod an seinen morschen Leib. Die Nähe der Ewigkeit stimmte ihn sehr ernst. Er recapitulirte seine Philosophie, und fand sie nicht stichhaltig an den Pforten des Jenseits. Woher verwarf alle seine Schriften, verdammte seine Grundsätze, unterwarf sich den Dogmen der katholischen Kirche, und starb als gläubiger Christ in Reue und Bußgesinnung.

Des Königs eigentliche Absicht, weßhalb er jene Freigeister um sich schaarte, entsprang vorzüglich seinem Streben, durch jene Literaten selbst in der Literatur einen Ruf zu erlangen.

„Ich habe Alles gethan," sagt er, „was ich vermochte, um mir einen Ruf in den schönen Wissenschaften zu erwerben, und ich bin glücklicher gewesen, als der Cardinal Richelieu; denn, Gott sei Dank, — ich gelte für einen Autor! Aber unter uns gesagt, es ist ein verfluchtes Geschlecht, diese Schöngeister, es ist ein unerträgliches Volk durch seine Eitelkeit, — stolz, voll Verachtung gegen die Großen, aber begierig, groß zu werden. Sie sind Tyrannen in ihrer Opposition, unversöhnliche Feinde, unbeständige Freunde, ungeschliffen im Umgange, oft Schmeichler und Satiriker an einem Tage. Es gibt manchen Poeten, der mein Königreich ausschlagen würde, wenn er mir dafür zwei seiner schönsten Verse opfern sollte. Dennoch sind solche Menschen für einen Fürsten, welcher despotisch regieren will und den Ruhm liebt, nothwendig. Sie theilen die Ehren aus. Ohne

sie erlangt man keinen begründeten Ruf. Man muß mithin aus Noth sie liebkosen, und aus Politik sie belohnen*)."

Der fieberkranke König unterwarf sich einer regelmäßigen ärztlichen Behandlung. Er hütete das Bett, und wenn das Fieber ruhte, wandelte er an Boyer's Arm durch die Zimmer des Schlosses.

Als die Nachricht vom Tode des Kaisers einlief, riß ihm plötzlich alle Geduld. Ein namenloser Mißmuth ergriff den Fürsten. Die Aerzte staunten über die Veränderung des bisher so ergebenen Patienten. Im Gegensatze zur früheren Ruhe, fanden sie ihn jetzt fortwährend aufgeregt. Sie machten auf die Nachtheile dieser Aufregung aufmerksam. Der König läugnete die Erregung, aber in einer Weise, die zugleich den Grund derselben verrieth.

„Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers, fordert keine großen Regungen", sagte er. „Alles ist vorgesehen, Alles vorbereitet. Es handelt sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe**)."

Der Kranke verwünschte das Fieber. Er verlangte, rasch geheilt zu werden und eine doppelte Dosis Chinin. Die Aerzte verweigerten die doppelte Dosis, — er nahm

*) Morgenstudien Friedrich's II. von Preußen. S. 44. Herder 1863.

**) Klopp, Friedrich II. S. 106.

sie auf eigene Verantwortung. Das Fieber floh, aber den König ergriff eine große körperliche Mattigkeit. Desto mehr arbeitete sein erregter Geist. Nach Berlin hatte er einen Kurier geschickt, den Minister Podevils und den Feldmarschall Schwerin herbeizurufen. In Ungeduld harrte er ihrer Ankunft, und selbst Boyer's anziehende Unterhaltung vermochte es kaum, Friedrich's brennende Spannung zu beschwören.

Boyer, ein stattlicher junger Mann von angenehmer Gesichtsbildung, ein Freund des Vergnügens jeder Art, ein Liebhaber des schönen Geschlechtes und in beständige Liebeshändel verwickelt, saß dem Fürsten gegenüber. Auf seinen Knieen lag eine Schrift, — die französische Uebersetzung der Schmähreden Julian's gegen die Christen. Der breite Schriftrand enthielt zahlreiche Anmerkungen. Die Anmerkungen kamen aus Voltaire's Feder, dem alle literarischen Arbeiten zur Einsicht übersandt wurden. Denn Boyer's Arbeiten waren keine harmlose Liebhaberei. Sie bildeten ein Glied in jener langen Kette von Feindseligkeiten, womit die Philosophen des XVIII. Jahrhunderts das Christenthum zu umstricken und zu ersticken sich bemühten. Voltaire benützte Boyer's Sprachkenntnisse, um durch ihn graben zu lassen in verschütteten, alten Bergwerken nach Waffen gegen die christliche Religion. Solche Todtengräber gab es in Frankreich und England ein ganzes Heer. An der Spitze dieses Heeres stand Feldmarschall Voltaire. Zu den Flügelmännern der Armee gehörten Friedrich II. und Boyer.

Der Marquis hatte aus der Schrift vorgelesen und bemerkt, daß dem Monarchen die gewöhnliche Aufmerk-

samkeit fehle Denn Friedrich erhob keine Einwendungen, — ein sicherer Beweis, daß sein Geist mit anderen Dingen beschäftigt sei. Diese Wahrnehmung verletzte den eiteln Literaten. Er hielt mit dem Vorlesen inne, legte die Schrift bei Seite, und stützte den Kopf mißvergnügt in seine Hand.

Das plötzliche Schweigen der Stimme weckte den sinnenden König aus seinen Gedanken

„Ich finde Voltaire's Glosse ausgezeichnet," sagte er. „Das mosaische „„Aug' um Aug', Zahn um Zahn,"" — ist weit vernünftiger, als die Lehre des Weisen von Nazareth: „„Du sollst Den lieben, der dich haßt."" — Und mit welchem gesunden Humor Voltaire seine Glossen begründet! Es ist köstlich! Lesen Sie noch einmal die Stelle, mein lieber Marquis."

„„Der liebe Gott sprach weit vernünftiger aus Moses, als aus dem Rabbi von Nazareth," las Boyer. „Das „„Aug' um Aug', Zahn um Zahn,"" — übersteigt die menschliche Leistungsfähigkeit nicht. Die Feindesliebe hingegen ist eine schwärmerische Mißgeburt, welche dem Nazarener ein sentimentaler Augenblick in den ägyptischen Anachoretenclausen eingegeben haben mag. Den Freund zu lieben, ist ebenso natürlich, wie den Feind zu hassen.""

„Prächtig, — vortrefflich!" lobte der König.

„Mir scheint dies gerade nicht so vortrefflich!" entgegnete Boyer. „Im Gegentheile, — die Feindesliebe des Weisen von Nazareth erscheint jedem Vernünftigen

weit edler, als der Feindeshaß des Gesetzgebers am Sinai."

„Dies sagt der Widerspruchsgeist gegen Meister Voltaire aus Ihnen, mein lieber Boyer."

„Nein, Sire! Meinem vernünftigen Denken erscheint der am Kreuze betende Nazaräer: „„Vater, verzeihe ihnen!"" — weit erhabener und großartiger, als Moses, der seine Feinde niederhauen läßt."

„Merken Sie aber nicht, Boyer, daß Gott durch das Gebot der Feindesliebe Ansprüche erhebt, die er selbst zu erfüllen nicht Willens ist? Wir schwachen Geschöpfe sollen dem Feinde verzeihen. Der starke Gott aber droht mit Hölle und ewiger Verdammniß seinen Feinden. Hat der Nazaräer nicht gelehrt, man solle Anderen keine Lasten auflegen, die man selber nicht tragen will?"

Der Franzose zuckte bedauernd die Achsel.

„Diese Einwendung ist Ihrer Philosophie unwürdig, Sire! Gott verdammt nicht, weil er sich rächen will an seinen Feinden, — er verdammt sie, weil deren geistiger Zustand, weil deren Gegensätzlichkeit mit seinem heiligen Wesen, keine Begnadigung zuläßt. Er verdammt das Böse, wie das Licht die Finsterniß verdammt."-

„Ziemlich gut, — aber doch nicht klar! Gott ist ja barmherzig. Und was hindert den freien Geist, sein finsteres, böses Wesen in Licht und Güte zu verwandeln, sobald er einsieht, daß sein Interesse es fordert?"

„Was ihn hindert? Er selbst! Für den puren Geist ist jede Umwandlung der Gesinnung unmöglich; denn er ist ein untheilbares, einheitliches Wesen. Die Schrift drückt dies in den Worten aus: „„Wie der Baum fällt, so liegt er."" — In jener geistigen Fassung und Richtung, in welcher die Seele vom Leibe sich trennte, verharrt sie auf ewig. Hieraus folgt, daß von Seite Gottes, für den unwandelbar bösen Geist, niemals Begnadigung eintreten kann."

„Muß gestehen, Ihre Erläuterung überrascht."

„Und dann, Sire, weßhalb lassen Sie Mörder hinrichten? Weil das Verweilen dieser menschlichen Bestien den Bestand der Gesellschaft, die Staatsordnung bedroht. Gestatten Sie dem lieben Gott, seinen Himmel jenen Verruchten zu verschließen, welche die Menschheit ausgeworfen. Sie werden erlauben, Sire, daß die reine lichte Himmelsluft durch nächtliche Wesen weder getrübt, noch verdorben werde, zumal zwischen jenen Bösewichtern und Gottes Freunden keine Harmonie, kein Einklang der Gesinnung möglich ist. Indem Gott die Hölle zuließ, sicherte er den Frieden des Himmels. Und endlich, Sire, werden Sie Gott gestatten, daß er nicht weniger gerecht ist, als Sie. — Aus all' Dem folgt die Unhaltbarkeit der Glosse Voltaire's, die seinem Scharfsinn keine Ehre macht."

„Bei Gott, Boyer, aus der Jesuitenschule ist noch Manches an Ihnen hängen geblieben! Wüßte ich nicht, daß Sie weder an Gott, noch an die Unsterblichkeit der

Seele glauben, ich möchte annehmen, Sie seien ein verkappter Jesuit."

Der Marquis lachte.

„Ich wollte nur zeigen, daß Voltaire mit solchen platten Randglossen dem festgegliederten System der Theologen nicht wehe thut. — Ich werde die Anmerkung streichen."

„Sie erinnern mich da an Etwas! Ich wurde veranlaßt, meine Ansichten über Religion niederzuschreiben," — und der König zog aus dem Schreibtische ein Blatt Papier hervor.

„Hören Sie, mein bester Philosoph, — merken Sie genau, und sagen Sie dann offen Ihre Meinung."

Friedrich las:

„Religion ist in einem Staate durchaus nothwendig. Das ist ein Grundsatz, den bestreiten zu wollen sehr thöricht sein würde. Ein König ist sehr ungeschickt, wenn er seinen Unterthanen den Mißbrauch derselben gestattet; aber auf der anderen Seite ist es für einen König nicht weise, selbst Religion zu haben. Nichts tyrannisirt den Geist und das Herz so sehr, als Religion; denn sie verträgt sich nicht mit unseren Leidenschaften, noch mit den großen politischen Zielen, die man haben muß. Die wahre Religion eines Fürsten will das Interesse der Menschen und seinen eigenen Ruhm. Er muß von Staats wegen sich dispensiren, eine andere Religion zu kennen: er muß jedoch äußerlich vorübergehend etwas davon behalten, um Diejenigen zufrieden

zu stellen, welche ihn beobachten und umgeben. Wenn er Gott fürchtet, oder, um mit Weibern und Priestern zu reden, wenn er die Hölle fürchtet, wie Ludwig XIV. in seinem Alter, so wird er furchtsam und reif zu einem Kapuziner."

„Handelt es sich darum, sich einer benachbarten Provinz zu bemächtigen? Eine Armee von Teufeln stellt sich zu ihrer Vertheidigung unseren Augen dar, wir sind schwach genug zu glauben, daß es eine Ungerechtigkeit sei, und wir bemessen uns selbst die Züchtigung für unser Verbrechen. Wollen wir mit anderen Mächten einen Vertrag abschließen? Wenn wir uns erinnern, daß wir Christen sind, so ist Alles verloren, und wir werden immer die Getäuschten sein."

„Was den Krieg betrifft, — so ist er ein Geschäft, bei welchem das geringste Bedenken Alles verdirbt. In der That, welcher anständige Mensch würde noch einen Krieg führen wollen, wenn man nicht das Recht hätte, Regeln aufzustellen, welche Plünderung, Brand und Blutvergießen gestatten?"

„Ich sage jedoch nicht, daß man die Unfrömmigkeit und den Atheismus zur Schau tragen solle; aber man muß seine Denkungsweise dem Range gemäß einrichten, den man inne hat. — Es wäre der Gipfel der Thorheit, wenn ein Fürst sich an kleine Jämmerlichkeiten binden wollte, die nur für das Volk gemacht sind*)."

*) Morgenstudien Friedrich's II. S. 14 ff.

Der König schwieg und blickte forschend zu dem Marquis auf.

„Diese Ansichten sind Ihrer philosophischen Bildung vollkommen würdig, Sire! Ich unterschreibe jede Zeile. — Aber, Sire, eine freimüthige Frage: — Sie wurden „veranlaßt?" Auch das nicht ganz consequente Hereinziehen des „Krieges", sowie das „Bemächtigen einer benachbarten Provinz", — fällt mir auf. Hat etwa die Entschuldigung eines bevorstehenden Krieges diese religiösen Ansichten veranlaßt?"

Ueber Friedrich's Angesicht flog eine lebhafte Erregung. Zur Beantwortung der Frage blieb jedoch keine Zeit. Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Oberst Emil von Gauchier, ein jugendlicher Günstling des Königs aus Lyon, durch Boyer's Vermittelung an den Hof gerufen.

„Nun Marquis, wie steht's mit unserer Wette?" fragte Gauchier, nachdem er den König ehrerbietig und Boyer leichthin gegrüßt.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung, Emil!" antwortete der Marquis kaltblütig.

„Was habt ihr denn zu wetten?" fragte der König neugierig.

„Sie werden lachen, Sire! Denken Sie nur, Boyer wagt die ungeheure Behauptung, Maria Theresia sei das schönste Weib auf Erden. Ist das nicht wunderlich? Der Marquis setzt hundert Flaschen Champagner auf seine Behauptung. Ich habe mir die Sache überlegt, und bin bereit, die Wette einzugehen."

„Eine höchst seltsame Wette!“ sagte Friedrich. „Ist der Marquis ein so maßloser Verehrer der Königin von Ungarn?“ — und sein Auge ruhte mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke auf Boyer.

„Ich bin ein Verehrer der Schönheit, Sire! Ich glaube, in diesem Fache einiges Urtheil zu besitzen. Ich habe Maria Theresia wiederholt zu sehen das Glück gehabt, und der überwältigende Eindruck ihrer Erscheinung, die Würde ihrer Majestät, und endlich die vollendeten Formen ihres reizenden Körpers, lassen mich für meine Wette nichts fürchten.“

„Diesmal hat der Liebesgott dem Philosophen einen argen Streich gespielt,“ sagte Friedrich. „Wie ist es denn möglich, Boyer, in dieser Sache ein entscheidendes Urtheil zu erlangen, dem sich Ihr Gegner nothgedrungen unterwerfen muß? Wollen Sie etwa eine Schönheits-Commission niedersetzen, und die Königin von Ungarn vor diese Commission rufen?“

„O ich verlange gar nichts, Sire, als daß Emil Maria Theresia sieht. Stimmt er meinem Urtheile nicht bei, gebe ich die Wette verloren.“

„Ist das nicht köstlich, Sire?“ rief Gauchier lachend. „Haben Sie jemals gehört, daß dem Gegner die Entscheidung der eigenen Sache überlassen wird?“

„Boyer's Vertrauen in Ihre Ehrlichkeit ist nicht minder groß, als seine Ueberzeugung von dem Culminationspunkte aller Schönheiten in Maria Theresia,“ entgegnete Friedrich scherzend. „Aber hören Sie, Mar-

quis, Ihre Verehrung für die Königin von Ungarn ist nicht ohne Beleidigung für sämmtliche Schönheiten der nation prussienne. Kennen Sie die Tochter meines getreuen Unterthanen Ferner?"

„Ich habe nicht das Glück!"

„O Sie Kurzsichtiger!" rief Friedrich mit Laune. „Sie bewegen sich um die Sonne, ohne deren Glanz zu bemerken! So wissen Sie denn, mein lieber Schönheitsschwärmer, daß Anna Ferner Ihre Königin von Ungarn aus dem Sattel hebt, — ich setze meinen Paradedegen auf diese Behauptung. War ich doch so glücklich, Reize bewundern zu dürfen, auf die Venus selber neidisch blicken würde."

Der Marquis, dessen Interesse für Liebeshändel sogar jenes für antichristliche Literatur noch überstieg, sah den Fürsten zweifelnd an.

„Und wer ist diese Anna Ferner?"

„Nichts weniger, als die Tochter des Adler-Wirthes zu Rheinsberg! Sie werden ohne Zweifel den mächtigen Preußen-Adler bemerkt haben auf dem Schilde, welcher den Erdball in seinen Fängen trägt. Freilich ein kleiner Verstoß gegen die Wappenkunde. Allein der gute Wirth sieht nicht ein, weßhalb der Adler von Brandenburg weniger kühn und stark sein soll, als jener von Habsburg."

„Ich erinnere mich! Das Gasthaus befindet sich am Eingange des Städtchens," sagte Boyer.

Der Minister von Podevils und Schwerin, der Feld marschall, wurden angemeldet.

„Ah, — endlich!" rief der König aufstehend.

Die Franzosen verabschiedeten sich.

„Marquis!", sagte der Fürst, als jener bereits an der Thüre stand, „ich erwarte Sie heute Abend zur gewöhnlichen Stunde!"

Der König empfing den Minister und den Feldmarschall ernst und kalt. Sein Benehmen war diesen höchsten Würdeträgern seines Reiches gegenüber von jenem sehr verschieden, das er vor dem Marquis anzunehmen für gut fand. Während er mit dem französischen Literaten in vertrautem Tone verkehrte, und den Fürsten hinter den Gesellschafter zurücktreten ließ, zeigte er den Großwürdeträgern Preußen's nur den König.

Friedrich Wilhelm, sein Vater, hatte in allen Dingen von Wichtigkeit die Minister zu Rath gezogen, — Friedrich II. zog die Minister in keiner Angelegenheit zu Rath. Friedrich II. führte auf eigene Eingebung, mit vollkommener Selbstständigkeit das Regiment. Er bewachte eifersüchtig seine Herrscherwürde und glaubte, dieselbe durch den mindesten ministeriellen Einfluß beschränkt. Der dänische Gesandte berichtete hierüber nach Kopenhagen:

„Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen Alles selbst thut, und daß er keinen Rath von irgend einem Minister leidet."

Sogar den nächsten Verwandten gestattete Friedrich keinen Einfluß auf die Regierung, — nicht einmal der Königin Wittwe, die sich hiedurch sehr gekränkt fühlte.

Als ihn sein Vetter, der Markgraf Heinrich, bei dem ersten Begegnen nach der Thronbesteigung in alter vertraulicher Weise begrüßte, trat Friedrich erstaunt einen Schritt zurück und sprach im Tone des Herrschers:

„Mein Herr, — jetzt bin ich König!“

Podevils und Schwerin saßen vor dem Herrscher mit dem Ausdrucke verlegener Ehrerbietung und devotester Unterwürfigkeit.

„Herr Feldmarschall,“ begann der Fürst, „ich wollte mit Ihnen über die Maßregeln consultiren, die nothwendig sind, ohne Lärm, in aller Stille und möglichst schnell, eine Armee von 40,000 Mann an die schlesische Grenze zu dirigiren. Sie werden diese Maßregeln studiren und mir morgen Bericht abstatten.“

In den Gesichtern beider Männer malte sich das höchste Erstaunen. Sie dachten an nichts weniger, als an den Krieg mit Oesterreich, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. Und so groß war ihre Ueberraschung, daß sie beide schweigend, ein Gemisch von Trauer und schweren Befürchtungen in den Zügen, den Fürsten anstarrten, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Sie, Herr Minister,“ fuhr Friedrich an Podevils gewandt fort, „werden Sorge tragen, daß die an die schlesische Grenze dirigirte Armee den Gesandten fremder Mächte keinerlei Besorgnisse einflößt. Ich beauf-

trage Sie, alle auswärtigen und bei mir vertretenen Höfe meiner freundschaftlichsten Gesinnung zu versichern."

„Ist die Frage erlaubt, Majestät," sprach Schwerin, „welchen Zweck die Armee an der schlesischen Grenze haben soll?"

Ueber Friedrich's Angesicht flog ein sarkastisches Lächeln.

„Mein Vater hat ernorme Schätze aufgehäuft, — Sie werden gestatten, daß der Sohn jene Schätze zweckmäßig anlegt. Mein Vater hat eine stattliche Armee geschaffen, ich habe dieselbe um 20,000 Mann vermehrt, und Sie, mein bester Feldmarschall, werden vor Begierde brennen, so trefflich geübte Truppen auch einmal vor den Feind zu führen. Um es kurz zu sagen, — ich werde einige schlesische Fürstenthümer besetzen, die nach den ganz ausgezeichneten Argumentationen meiner Kronjuristen von Rechtswegen mir gehören."

„Haben Euere Majestät erwogen, daß ein blutiger Krieg mit Oesterreich unvermeidlich sein wird?" fragte Schwerin.

„Nun, der Feldmarschall wird sein Möglichstes thuen, die Ueberlegenheit preußischer Truppen vor den österreichischen aller Welt zu zeigen."

Die leichtfertige Art, womit der junge König diese unheilschwangere Angelegenheit besprach, versetzte beide Männer in lebhafte Aufregung. Podevils erschien dieser Plan so unbedachtsam und thöricht, und dann wieder so vermessen und gefährlich, daß er auf den Gedanken

kam, Friedrich's Verstand möchte durch das Fieber gestört worden sein.

„Möchten sich Euere Majestät an die Reunionskammern Ludwig's XIV. erinnern," sagte er. „Diese argumentirten, daß die halbe Welt Frankreich gehöre. Juristen beweisen Alles, — aber es fragt sich, was hiezu die Mächte sagen. Es fragt sich sogar, ob das Gewissen von Eurer Majestät Unterthanen nicht durch solche juristische Beweise empört wird."

„Um all' Dies fragt es sich gar nicht," versetzte Friedrich etwas unmuthig. „Es fragt sich einzig nur, ob man den Vortheil benützen soll, wenn man im Vortheil ist? Meine Truppen stehen bereit zum Handeln. Wenn ich sie nicht brauche, so habe ich ein Gut in meiner Hand, mit dem ich nichts zu thuen weiß; benütze ich sie dagegen, so wird die Welt urtheilen, daß ich gewandt genug sei, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen*)."

„Gerechter Gott, — welche Grundsätze! Weil er im Vortheile ist, darum überfällt er seinen ruhigen, friedlichen Nachbar mit Mord und Brand," — so dachte offenbar Podevils, indem er schweigend den König anblickte, und dann tief betrübt das Haupt senkte.

Der Feldmarschall hingegen raffte sich zu dem Muthe einer ernsten Warnung auf.

„Majestät," sagte er, „Sie werden sich und ganz Preußen in großes Unglück stürzen."

*) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 19.



„Majestät, Sie werden sich und ganz Preußen in großes Unglück stürzen."

„Ich habe Sie nicht hieher befohlen, Feldmarschall, um meine Plane zu bekriteln, sondern mit Ihnen über deren Ausführung zu berathen. Keine fernere Einwendung! — Morgen werden mir die Herren das Ergebniß ihrer Betrachtungen mittheilen. Ueberlegen Sie, wie in möglichster Stille die 40,000 Mann zusammengezogen und an die schlesische Grenze gebracht, wie überhaupt die ganze Angelegenheit in größter Harmlosigkeit abgethan wird. — Sie, Podevils, werden dem Fürsten Leopold die Sache, welche doch bald ihm zu Ohren kommen muß, in der unverfänglichsten Weise beibringen. Sagen Sie ihm, daß mir nichts ferner läge, als ein Krieg mit Oesterreich. Maria Theresia wird, ohne Widerstand zu leisten, gestatten, daß wir von unserem schlesischen Eigenthume Besitz ergreifen."

Er reichte, zum Zeichen ganz besonderer Huld, den verwirrten und bestürzten Herren die Hand und entließ sie.

Ein Zögling des Prinzen Eugen.

Die einzige hervorragende militärische Persönlichkeit im preußischen Heere war der alte Fürst Leopold von Dessau. Er war ein Zögling des Prinzen Eugen, jenes unsterblichen Helden, welchen das Volk bis auf den heutigen Tag in seinen Liedern feiert.

Fürst Leopold war deutsch von ganzer Seele. Darum verdroß ihn Friedrichs Vorliebe für französisches Wesen. Leopold hegte die jedem Deutschen angeborne Ehrfurcht gegen das Kaiserhaus, — daher Friedrichs Auftrag an Podevils. Denn Fürst Leopold stand bei dem Heere im höchsten Ansehen und sein Einfluß auf dasselbe war von Gewicht. Dem Könige selbst flößte der stattliche Veteran unwillkürlich Achtung ein, aber Friedrich beneidete seinen Waffenruhm, und dessen Ansehen beim Heere war ihm sehr peinlich. Vor der Armee stand der König neben Dessau, wie ein Knabe neben dem Krieger, dessen Körper zahlreiche Narben bedecken, und der mit Selbstbe=

wußtsein auf manche Schlacht gegen Türken und Franzosen zurückblicken kann.

Unter Friedrich Wilhelm hatte Dessau die höchsten Hofämter bekleidet und auf die Regierung sehr großen Einfluß geübt. Friedrich II. ließ ihm zwar die Aemter, aber nicht den Einfluß auf die Regierung.

Seit einigen Tagen weilte Fürst Leopold auf dem Schlosse Rheinsberg, wohin er mit der Königin gekommen war. Friedrich sollte nicht lange im Unklaren bleiben über den Eindruck, welchen der beabsichtigte Ueberfall Schlesiens auf Dessau hervorbringen würde. Die Thüre wurde rasch geöffnet, Dessau trat ein, lodernde Flammen in den Augen und Gluth auf den Wangen. Fast ungestüm ging er auf den König los, blieb drei Schritte vor ihm stehen und heftete einige Sekunden schweigend die stechenden Augen auf den Monarchen.

Friedrich war bei dem raschen Eintreten des Fürsten aufgestanden. Die drohende Gluth in Blicken und Mienen des alten Haudegens, sowie sein ungestümes Vordringen, flößten ihm einige Besorgniß ein. Und jetzt stand der bleiche, jugendliche König vor dem benarbten Veteranen, mit dem eisernen Gesichte, wie ein Knabe, der über einer bösen That ertappt wurde.

„Majestät,“ brach Dessau los, „so eben wurde Ihnen eine Ruchlosigkeit zugemuthet, und ich muß Sie augenblicklich davon in Kenntniß setzen. Der Minister von Podevils behauptet, Sie wollten Schlesien besetzen, weil Sie ein Recht darauf hätten.“

„Dies hätte Podevils behauptet?“ that Friedrich erstaunt. „Wie man mißverstanden wird! Schlesien besetzen, — ganz Schlesien besetzen, — der Mann übertreibt doch Alles!“

„Er übertreibt? Wirklich — er übertreibt nur? Also nicht ganz Schlesien besetzen? — aber doch einen Theil von Schlesien?“

„Verstehen Sie doch nur, — ich schicke einige Regimenter nach Schlesien, — in der besten Absicht — natürlich!“

„So, — in der besten Absicht! Versteht sich; — denn für einen räuberischen Ueberfall werden sich die preußischen Truppen nicht gebrauchen lassen, wenn ein Funke Ehre in den Leuten ist. Also in der besten Absicht, Majestät! Und was ist denn das für eine Absicht, wenn man fragen darf?“

„Im Interesse der Königin von Ungarn werde ich einige Provinzen besetzen lassen.“

„Ist Schlesien durch feindlichen Ueberfall bedroht? Und von wem ist es bedroht?“

„Allerdings, mein lieber Fürst von Dessau! Erlauben Sie mir aber, die Geheimnisse der Diplomatie für mich zu behalten. Vertrauen Sie auf meinen Rechtssinn. Mischen Sie sich nicht in Dinge, welche außerhalb des Wirkungskreises Ihrer Aemter liegen.“

„O ich mische mich durchaus nicht in Sachen, die mich nichts angehen! Was Sie jedoch vorhaben, Majestät,

geht nicht nur den Fürsten von Dessau, sondern jeden Deutschen an. Natürlich! — Denn Sie überfallen mitten im Frieden, ohne alle rechtliche Veranlassung, deutsches Land, Sie überziehen das Kaiserhaus mit Krieg, — und wissen Sie, wie man in ganz Deutschland diesen Handel heißen würde?"

Er hielt inne. Friedrich blickte nicht ohne Beklommenheit in die heftig erregten Züge des Fürsten.

„Sie ereifern sich in der That über alle Maßen," sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Aber sagen Sie mir, — nur um der Sonderbarkeit willen, wie glauben Sie, daß alle Ignoranten und Neider das erste Lebenszeichen preußischer Macht auffassen werden?"

„Nicht Ignoranten, nicht Neider — aber alle ehrenhaften deutschen Männer werden beha pten: — dies sei ein schmählicher Rechtsbruch, ein Reichsverrath, eine Quelle namenlosen Unheiles für das Reich, — und dazu eine erbärmliche Treulosigkeit gegen das Kaiserhaus."

Friedrich schlug das funkelnde Auge nieder, indeß ein Gemisch von Aerger und Spott in sein Gesicht trat.

„Nun, — Sie sind ein Dynast des deutschen Reiches, und das deutsche Reich leidet sehr an Gebrechlichkeit. Man muß jeden heftigen Stoß gegen alte Gebäude verhüten, damit sie nicht zusammenfallen. Alle Dynasten sind Hüter des Reiches, — darum ist Ihre Besorgniß für das deutsche Reich verzeihlich. Aber Ihre persönliche Devotion für Habsburg sollte das gesunde Urtheil des

Fürsten von Dessau nicht bestechen. Ich begreife übrigens die Devotion für Habsburg; denn Ihre Dankbarkeit gegen das Kaiserhaus ist nicht unbegründet. Kaiser Leopold verlieh Ihrer nicht ebenbürtigen Gattin das Fürstendiplom, — ich finde es ganz in der Ordnung, daß man solche Kleinigkeiten nicht vergißt*)."

Eine dunkle Gluth überströmte Leopolds Gesicht.

„Zum Danke gegen Habsburg hat Eure Majestät weit stärkere Gründe, als ich. Sie wollen Maria Theresia, die nichtsahnende, friedliche Tochter Carls VI. überziehen, — erinnern Sie sich doch, was deren Vater für Sie gethan! Ohne des Kaisers Fürsprache, wären Sie längst nicht mehr unter den Lebenden."

„Sie haben die Kühnheit, mir dies vorzurücken?"

„Nicht die Kühnheit, sondern die Pflicht! O ich sehe, es ist offenbar," rief Dessau schmerzlich aus, „der Sohn meines verstorbenen königlichen Freundes steht im Begriffe, dem alten Reichsfeinde die Hand zu reichen. Was man längst befürchtete, was man sich ängstlich in die Ohren geraunt, — was ich immer als unmöglich bestritt, das Schreckliche trifft ein: — Preußen verbündet mit Frankreich gegen das deutsche Reich."

„Nehmen Sie das Gegentheil Ihrer Befürchtung, und Sie haben das Richtige meiner Gesinnung getrof-

*) Kaiser Leopold I. hatte die unebenbürtige Gemahlin des Fürsten, Anna Luise Föhse, die Tochter des Apothekers in Dessau, in den Reichsfürstenstand erhoben. K. A. Menzel, B. X. S. 447.

fen," entgegnete Friedrich, dessen gereizte Stimmung vor dem tiefen Schmerze und der offenherzigen Ehrlichkeit des greisen Fürsten zurücktrat. „Geben Sie doch nichts auf das Geplauder aller möglichen Fraubasen. Nicht handbreit werden die Linien des Rechtes überschritten. — Freilich, — natürlich, — sollte die Königin von Ungarn Preußens alte Rechte, auf einige Fürstenthümer Schlesiens, nicht anerkennen, dann, — leider, dann müßte sogar Frankreichs Bundesgenossenschaft unsere Rechtsansprüche unterstützen."

„Also doch? Wirklich Frankreichs Bundesgenossenschaft? — Gerechter Gott! — Majestät, — offen gestanden, es schwindelt mir! Frankreichs Bundesgenossenschaft, — hm! Gift für eine ehrliche deutsche Natur. — Ich muß Sie an einen Ausspruch Ihres Vaters erinnern. Der Ausspruch heißt: — „„Das muß ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält. Und ich selbst müßte auch Einer sein, wenn ich es thäte*)."" So dachte Ihr Vater! Und Sie, Majestät?"

„Denke vernünftiger! Ich kenne jenen Ausspruch des Tabaks-Collegiums. Sie wissen, Duckſteiner Bier und holländische Thonpfeifen haben Manches zu verantworten. Dahin gehört auch das Preisgeben unserer Rechte auf Schlesien."

„Rechte auf Schlesien?" wiederholte Dessau erstaunt. „Seit wann hat Preußen Rechte auf schlesische Fürstenthümer? Davon höre ich jetzt das erste Wort."

---

*) O. Klopp, Friedrich II. S. 116.

„Es liegen eben manche Schätze unbekannt in der Erde begraben, und manche Rechte in vergilbten Pergamenten. Zu Ihrer Beruhigung werde ich Ihnen die juristischen Beweise vorlegen lassen.“

„Die juristischen Beweise? Ah so, — nun, auf Verlangen werden Ihre Kronjuristen beweisen, daß Sie Rechte auf Schweden und Norwegen, sogar auf den Mond haben.“

„Und Sie werden mir so viel Urtheil beimessen, Fürst von Dessau, daß ich Albernheiten sehr wohl von gegründeten Rechtsansprüchen zu unterscheiden weiß.“

„Um Gotteswillen, mein allergnädigster König, — geben Sie diesen schrecklichen Plan auf! Sie stürzen Ihr Land in das größte Unglück! Maria Theresia wird diese Eingriffe nicht dulden, sie wird dem Raubanfall nothgedrungen mit Gewalt begegnen, — und der Bruderkrieg ist da. Ziehen Sie gar die Franzosen mit in den Handel, so wird ewige Schmach die Brandenburger beflecken, die immer getreu und pflichtgemäß zu Kaiser und Reich gehalten. Alle deutschen Fürsten, denen noch ein Funke von Ehre und Vaterlandsliebe innewohnt, würden sich mit Maria Theresia gegen Sie verbinden. Sie spalten Deutschland, — Sie zertrümmern den ohnehin lockeren Reichsverband, — Sie stürzen das Reich in namenloses Unheil, — und All' dies haben Sie auf dem Gewissen.“

Friedrichs Freigeisterei und religiöse Verkommenheit beantwortete alle diese Vorstellungen Leopolds mit Hohn-

lachen. Aeußerlich blieb er zwar ernst, kein Zug seines Gesichtes verrieth die Verachtung gegen die sittlichen Bedenken des Fürsten. War ihm doch Alles daran gelegen, den einflußreichen Veteranen zu beruhigen und mit seinen Planen zu versöhnen.

„Ich bin von Ihrer Treue gegen mich und mein Haus vollkommen überzeugt, mein lieber Fürst von Dessau! Ich werde überlegen, ob sich den strengen Forderungen des Rechtes etwas abzwingen läßt.“

„Ganz gut, — bleiben Sie immerhin bei den strengen Forderungen des Rechtes! Diese Forderungen bestehen aber für jeden deutschen Dynasten in der Treue gegen das Kaiserhaus und das Reich. Haben Sie wirklich gegründete Ansprüche auf Schlesien, — gut, machen Sie diese Ansprüche auf gesetzlichem Wege geltend. Stürmen Sie dagegen mit bewaffneter Faust nach Schlesien, so werden die Flüche und Verwünschungen von Millionen auf Ihr Haupt fallen. Majestät, — Sie kennen den Krieg nicht, — ich kenne ihn und sein Elend. Bedenken Sie wohl, was Sie thun. — Bedenken Sie endlich, daß unsere Truppen zwar meisterhaft zu paradiren verstehen, im Felde aber nicht die mindeste Erfahrung haben. Dennoch müßten sie den Ueberresten jener tapfern Schaaren gegenüberstehen, welche unter Prinz Eugen Türken und Franzosen schlugen.“

Den ersten Theil der Warnung vernahm Friedrich mit einer ihm ungewöhnlichen Selbstbeherrschung, — den zweiten, der sich auf die österreichischen Truppen

bezog, mit ungläubigem Lächeln. Er kannte das gegenwärtige verwahrloste Heerwesen Oesterreichs besser, als der alte Fürst von Dessau, der niemals Veranlassung fand, sich genau nach dessen Zustand zu erkundigen.

Friedrich benützte die Gelegenheit, das Gespräch abzulenken. Er kannte Leopolds Begeisterung für den Prinzen Eugen. Er wußte, daß der alte Haudegen jetzt noch mit Lust und Begeisterung in der Erinnerung an jene Thaten des Ruhmes schwelgte, die sich an Eugens Feldherrnstab knüpften.

„Allen Respect vor Eugen und seinen tapferen Waffengefährten,“ sagte er. „Offen gestanden, — ich habe den Ruhm jenes Mannes oft genug beneidet, der sich über ganz Europa, ja fast über die ganze Welt, wie ein strahlendes, bewunderungswürdiges Meteor verbreitete. — Besonders hat die berühmte und mörderische Schlacht bei Belgrad immer meine Bewunderung erregt. Auch Sie waren dabei, — nicht?“

Leopolds Angesicht begann zu leuchten.

„Freilich, Majestät, — natürlich! Ich sage Ihnen, seitdem die Welt steht, wurde kein glänzenderer Sieg erfochten, als jener bei Belgrad über die Türken.“

„Ich habe oft und viel über jenen ewig denkwürdigen Tag gelesen, und es hat mir immer unbegreiflich geschienen, wie Eugen sein Häuflein durch 200,000 Türken konnte einschließen lassen.“

Durch Leopolds ganzen Körper zuckte es wie ein elektrischer Strahl. Prinz Eugen wurde angegriffen, — ein Verbrechen in den Augen des Veteranen.

„Langsam, Majestät, — nur langsam! Das will ich Ihnen erklären. Hören Sie! Ende Mai 1717 überschritten wir die Donau. Mitte Juni standen wir vor Belgrad. Unser Heer zählte kaum 100,000 Mann. Belgrad war sehr fest und hatte eine Besatzung von 30,000 Türken. Unter diesen befand sich der Kern der Janitscharen. — Kaum donnern unsere Feuerschlünde gegen die Veste, als die Nachricht eintrifft, der Großvezier stehe mit 200,000 Mann in Adrianopel und rücke gegen Belgrad vor. Was sollte jetzt Eugen thun? — Zurückweichen vor den Türken? Ha, — Sie sollten ihn gekannt haben, diesen Helden, der niemals zurückwich, aus dessen Adleraugen Sieg für uns und für den Feind Verderben flammte! — Eugen kannte recht gut die außerordentliche Gefahr, — er sah jedenfalls klarer, als jene, die ihm heute wegen Kurzsichtigkeit wollen Vorwürfe machen. Fiel Belgrad nicht vor Ankunft des Großveziers, so kamen wir zwischen zwei mörderische Feuer: — im Rücken 200,000 Muselmänner, vor uns 30,000 jener grimmigen Christenfeinde. — In dieser drohenden Lage kommt ein Eilbote des englischen Gesandten an der Pforte, des Sir Worthley Montague. Der Eilbote überbringt Vorschläge des Sultans. Der Türkenkaiser trägt den Frieden an gegen Herausgabe von Temeswar und des Banat. Heute noch sehe ich Prinz Eugen, wie er, stolz aufgerichtet, und jenes sieg=

verkündende Lächeln in den Zügen, des Sultans Antrag zurückwies.

„„Keinen Fuß breit Land geben wir heraus! Vom Frieden kann erst nach Belgrads Eroberung die Rede sein.““

So lautete Eugens Spruch. Das ganze Heer stimmte jubelnd bei. Sofort wurde Kriegsrath gehalten. Eugen schloß ihn mit den Worten:

„„Meine lieben Waffenbrüder, es stehen uns schwere Tage bevor, aber sie werden für uns Tage des Ruhmes und der Ehre sein.““

Der König machte eine lebhafte Bewegung und eine flüchtige Röthe übergoß sein Gesicht.

„Nun ging es an ein Arbeiten, wovon Sie keine Vorstellung haben können. Jeder Soldat wurde Schanzgräber. In der einen Hand die Waffen gegen die Ueberfälle aus Belgrad, in der anderen Spate und Hacke. Es galt, einen doppelten Kreis von Wällen und Gräben aufzuwerfen, gegen die Festung und gegen das anrückende Heer des Großveziers. Die Gräben wurden sechszehn Fuß tief und zwölf breit, — die Brustwehr sechs Fuß hoch und sechszehn dick. Und diese Riesenarbeit wurde vollbracht in der sengenden Julihitze jenes Landes. Wir litten entsetzlich. Wir genossen kaum einige Augenblicke Erholung. Aber Prinz Eugen theilte alle Mühsalen und Entbehrungen, Tag und Nacht war er auf den Beinen, überall zugegen, — er schien sich zu verviel-

fältigen. Ein Heer aber, das ein solches Beispiel des Feldherren erhebt und ermuthigt, trägt Alles, duldet Alles."

„Unsere Geschütze wurden auf die Wälle gebracht, Tag und Nacht schleuderten sie Kugeln gegen die Mauern. Wir machten unbeschreibliche Anstrengungen, eine Bresche in das Gemäuer zu bohren und dann zu stürmen, bevor der Großvezier kam. Aber die Belagerten waren nicht minder thätig. Jede Mauerlücke füllten sie aus, sobald dieselbe entstand. Es kam nicht zum Sturme. Der Großvezier war da. In halbstündiger Entfernung schlug er ein befestigtes Lager. Sogleich begann das Feuer gegen uns."

„Unter seinen 200,000 Türken waren 60,000 Janitscharen. Sie müssen eine Vorstellung von diesen Janitscharen haben! Denken Sie sich Leute, die, von fanatischem Religionshasse entflammt, nach dem Blute der „Christenhunde" lechzen. Leute, die in Waffen gleichsam geboren und auf flüchtigen Pferden groß gezogen wurden; Menschen, in deren Adern glühendes Asiatenblut rollt, — Tigernaturen, denen Morden Lust und Vergnügen ist. Das sind die Janitscharen. Und solche Leute besaß der Großvezier 60,000 Mann."

„Unser Heer war durch eine mörderische Ruhrkrankheit auf 70,000 Mann zusammengeschmolzen. Also 70,000 Mann gegen 230,000, — ein Häuflein gegen erdrückende Heeresmassen! Dazu waren unsere Soldaten krank, abgemattet, durch unerträgliche Strapazen entkräftet. Unsere Lage war hoffnungslos, beinahe ver-

zweiflungsvoll. Und wissen Sie, was uns damals aufrecht hielt, — aufrecht, vom Feldobersten bis zum gemeinen Soldaten? Das unerschütterliche Vertrauen in den Feldherrn. Die Gewißheit des Sieges unter der Führung eines Mannes, der niemals besiegt wurde."

Abermals lief eine lebhafte Bewegung über des Königs Gesicht. Sein geistreiches Auge leuchtete hell auf und er folgte mit gespanntester Aufmerksamkeit des Fürsten Schlachtbericht.

„Es galt einen raschen Entschluß. Eugen faßte ihn."

„Aber ich muß Ihnen hier von einer Eigenthümlichkeit jenes Helden erzählen. Jeden Tag hörte er regelmäßig die Messe. Er that nichts, ohne gleichsam den allmächtigen Lenker der Schlachten zu berathen. Unter seinem Kleide trug er ein kleines Kruzifix, das er jedesmal unmittelbar vor Beginn der Schlacht hervorzog und küßte. Eugen war kein Kopfhänger, aber er war ein strenggläubiger Christ. Auch am 15. August hörte er die Messe. Nach derselben entwarf er den Schlachtplan. Zehntausend Mann sollten die Ausfälle der Belagerten abwehren, die übrigen Truppen den Großvezier angreifen. Denken Sie nur, sechszigtausend abgemattete, kranke Krieger hatten die Aufgabe, ein zweimalhunderttausend Mann starkes, ausgeruhtes, kerngesundes, in den Waffen trefflich geübtes Heer zu besiegen. Das war die übermenschliche Aufgabe, welche Eugen an sein Heer stellte."

„Eugen ritt durch das Lager, Ruhe und Siegesgewißheit in dem feierlich-ernsten Gesichte. Ueberall

wurde er mit Freudensturm und der Angriffsplan mit Jubel begrüßt."

„Gegen Abend begannen unsere Kanonen, zur Täuschung des Feindes, ein höllisches Feuer gegen Belgrad. Finstere Nacht lag über der Landschaft. Fortwährend rollte Kanonendonner, und am bewölkten Himmel leuchtete das Feuer unserer Geschütze. Eugen kam die ganze Nacht nicht vom Pferde. Allenthalben überzeugte er sich von der Ausführung seiner Anordnungen und von der Truppenstellung."

„Gegen Mitternacht schwieg das Feuer. Eine tiefe Ruhe war der höllischen Kanonade gefolgt. Plötzlich flogen drei Bomben empor, — das Zeichen zum Angriffe. Es war ein erschütternder Augenblick. Prinz Eugen saß zu Pferde auf dem Walle; ich hielt mich in seiner unmittelbaren Nähe. Als die Bomben emporstiegen, bemerkte ich, wie er den Blick zum Himmel aufschlug und die Worte sprach: „„O mon Dieu!""

„Er zog sein Kruzifix hervor, küßte es und rief dann mit starker Stimme in die Nacht hinein: „„En avant!""

„Unsere Colonnen rückten vor, — schweigend und lautlos. Man hörte kaum den Tritt der Tausende und den im Sande erstickten Hufschlag der Pferde."

„Der Augenblick vor der Schlacht ist furchtbar und schrecklich. Man muß dies erleben. Mitten im Kampfe vergißt man sich, man wird von der Gewalt des Andranges fortgerissen, man bemerkt nicht mehr die Schrecken

des Todes ringsum. Aber vor der Schlacht, bei voller Besinnung und Ueberlegung, pocht das unerschrockenste Männerherz. — Ich sah die dunklen Heersäulen gespensterhaft über die Ebene hinziehen, bis sie in der Nacht verschwanden. Ich dachte an das nahe Blutvergießen, an den verzweifelten Kampf, — und auch mein Blick suchte den Himmel, wie jener meines ruhmvollen frommen Feldherrn."

„Aus der Ferne drang wildes Schlachtgetümmel zu uns herüber; unsere Truppen hatten das Türkenlager angegriffen. Wir flogen über die Ebene dorthin, wo die Stücke Feuer spieen und der Kampf mit Heftigkeit entbrannt war. Alle feindlichen Schanzen und Vorwerke wurden rasch erstürmt. Prinz Eugen hielt mitten im Kugelregen. Zuweilen gab er kurze Befehle, und seine Adjutanten flogen da- und dorthin. Der Morgen hatte einen dichten Nebel gebracht. Jede Aussicht war unmöglich. Das Schlachten wüthete ununterbrochen fort, — aber man konnte ein Ergebniß vom Stande der Schlacht nicht gewinnen. Gegen acht Uhr trieb ein heftiger Wind den Nebel hinweg. Nun zeigte es sich, daß unser rechter Flügel vom Centrum getrennt war. Augenblicklich benützten die Türken diesen Vortheil. Wie ein wilder Strom stürzten ihre Massen in die Oeffnung, — unser Heer war vollständig auseinandergerissen und drohte, aufgerieben zu werden. Es war ein namenlos schrecklicher Zustand. Wie die Meeresfluth das Land, so überschwemmten ringsum die Türken die Ebene. Unsere getrennten Häuflein waren von den Heiden umfluthet, wie kleine Inselgruppen vom Meere."

„Aber jetzt entwickelte sich Eugens Feldherrngenie in seiner ganzen Großartigkeit. Alle Offiziere hatten die Besinnung verloren, auch mir schwindelte. Ich kann mich nur erinnern, daß Eugens scharfe Gesichtszüge wie aus Metall geschnitten waren, und daß seine Augen wie Feuer flammten. Rasch zog er die nächsten Truppen des zweiten Treffens heran, stellte sich an ihre Spitze und stürmte in die Bresche. Augenblicklich war er umringt. Von allen Seiten hieben, stachen und schossen die Türken auf uns ein. Wie der Blitz verbreitete sich die gefährliche Lage des geliebten Feldherrn von Glied zu Glied, durch das ganze Heer. Eine unerhörte Begeisterung, ich möchte sagen, eine begeisterte Wuth ergriff unsere Truppen. Jeder wollte mit seinem Leibe Eugen decken, Jeder wollte ihn heraushauen; — jeder Mann fühlte Riesenkraft in seinen Gliedern. Ein unwiderstehlicher Andrang, ein Alles niederwirbelnder Sturm warf den Feind zurück. Und vorwärts ging es, immer vorwärts über todte und röchelnde Türken, über umgestürzte Lafetten, — es war keine Schlacht mehr, es war ein gräßliches Gemetzel.“

„Eine Batterie von achtzehn Kanonen und vertheidigt von zwanzigtausend Janitscharen, hielt sich noch. Eugen bildete eine Angriffssäule. Ohne einen Schuß zu thuen, stürzten unsere Krieger auf die Batterie, welche Tod und Verderben durch ihre Reihen schleuderte. Sie erstürmten die Batterie und stachen die Kanoniere zusammen.“

„Nach allen Seiten floh der Feind. Vierzigtausend Türken bedeckten das Schlachtfeld. Das ganze Lager

mit allen seinen Kostbarkeiten, mit seinen hunderteinunddreißig Kanonen, mit fünfunddreißig Mörsern nebst neunundfünfzig Fahnen, neun Roßschweifen und dreitausend beladenen Wagen, fielen in unsere Hände. Jeder Soldat füllte seinen Seckel. — Ich behaupte kühn, daß ein solcher Sieg, so weit die Geschichte reicht, niemals erfochten wurde."

„Und Belgrad?" fragte der König.

„Ergab sich! Die Niederlage des Großvezirs machte auf die Belagerten einen solchen Eindruck, daß sie an jedem ferneren Widerstande verzweifelten. — Prinz Eugen feierte den Sieg durch ein Hochamt. Die eroberten hunderteinunddreißig Kanonen donnerten hiebei drei Salven. — Aber, Majestät," fuhr der Veteran in gehobener Stimmung fort, „fast glänzender noch, als der Sieg, war Eugens Schlachtbericht. Ich habe diesen Schlachtbericht wohl hundert Mal gelesen, und bewahre ihn bei meinen Kleinodien. — „„Der Tag vom 16. August gehört zu den gefährlichsten, die ich in meinem Leben sah,"" schrieb der Prinz an den Herzog von Marlborough. „„Rückwärts bedroht, von der 30,000 Mann starken Belgrader Besatzung angefallen zu werden, von vornen im Kampfe mit einem mehr als dreifach überlegenen Feinde, und im Augenblicke der Entscheidung durch einen stromweise herabstürzenden Nebel in die Unmöglichkeit versetzt, den rechten Punkt des Angriffes in's Auge zu fassen. Alle diese Umstände erforderten einen Heerführer, der schärfere Augen hatte, als die meinigen waren. Diese Gefahr schwebte mir,

als ich mein Testament machte, sowie auch dem Kaiser vor, als er mir beim Abschiede ein Kruzifix mit den Worten übergab: „„Unter diesem sollen Sie diesmal das Heer führen[1])!““ — Bewundern Sie des Prinzen Demuth, Majestät! Er schrieb den Sieg nicht seinem Genie, sondern Gott zu.“

„Nun ja, wie man es verstehen will! Vollbrachte der Prinz ein Werk, das menschliche Kräfte nach seinem eigenen Geständnisse überstieg, so mußte natürlich sein Werk nur um so heller strahlen.“

„O Majestät, von solcher Auslegung war Prinz Eugen weit entfernt! Was er sprach und schrieb, geschah ohne alle Nebengedanken.“

„Ich lasse Ihnen gerne die schrankenloseste Verehrung für Ihren Prinzen Eugen, — und diese Verehrung macht Ihnen ohne Zweifel Ehre.“

„Natürlich, — versteht sich! Sie werden einsehen, daß Eugens glorreiche Laufbahn Deutschland vor den Verheerungen wilder Türkenhorden ebenso bewahrte, wie vor der Zwingherrschaft der Franzosen. Wie ein fester Wall hat sich das Haus Habsburg den Reichsfeinden in Ost und West entgegengestemmt! Ja, das Haus Habsburg schützte Deutschland vor tiefer Erniedrigung, vor namenlosem Unglück, — und Sie, Majestät, sind im Begriffe, dieses Haus Habsburg zu bekriegen. Dafür werden Sie ebenso den Grimm aller ehrlichen Deutschen

---

[1]) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. II. S. 116—117.

ernten, wie das Haus Habsburg für seine Opfer den Dank und die Bewunderung des Reiches verdient."

Der Fürst erhob sich rasch und verließ mit einer kalten Verbeugung das Zimmer.

Der König war unbeweglich sitzen geblieben, das Haupt nachdenklich in die Hand gestützt. Leopolds Entrüstung war ihm durchaus nicht gleichgiltig. Er wußte, daß der Fürst von Dessau mit allen Mitteln und mit aller Begeisterung, die er für das Kaiserhaus empfand, seine Plane bekämpfen würde. Er verwünschte Leopolds Ansehen bei dem Heere und war scharfsichtig genug, einen Feldzug für höchst gewagt zu halten, den Offiziere und Soldaten als ungerecht und ehrwidrig betrachteten.

„Nun, der Fürst von Dessau ist auch ein Mensch," sprach Friedrich nach einigem Nachsinnen, „und Menschen, die verächtlichsten aller Creaturen, verdienten keine Verachtung, wenn sie nicht für Alles zu gewinnen wären."

Er schwieg abermals und es trat ein scharf ausgeprägter Zug des Spottes in sein Gesicht.

„Den Grimm aller ehrlichen Deutschen verdiene ich, — hm! Den Grimm aller Tölpel und Laffen! Man muß dieser dummstolzen Nation durch etwas Gescheidtes auf die Beine helfen: — durch die Nation prussienne! — Und das „„hochverdiente Haus Habsburg?"" fuhr er mit steigendem Spotte fort. „O dieses altehrwürdige, zerfallende Haus! Kann ich ihm helfen, wenn es den Weg alles Fleisches geht? Die Umstände drängen und

10*

treiben, — das alte, morsche Haus Habsburg fällt zusammen, und ich soll thöricht genug sein, mir nicht einige Trümmer mit dem größtmöglichsten Anstande anzueignen? Habsburg steigt zu Grabe, und ich soll zugeben, daß es im Kaisermantel zu Grabe steigt? Nein, — nein, — Glanz und Macht soll es dem Lebendigen und Lebensfähigen zurücklassen. — Darf ich meinen Ahnen nachstehen an Thatkraft und kluger Benützung der Umstände? Unser Haus hat seine Achille, seine Cicerone, seine Nestore gehabt, — ferner seine Schwachköpfe und Faullenzer, seine gelehrten Frauen, seine Rabenmütter, und sicherlich auch seine gelehrten Damen. Es hat sich vergrößert durch jene Rechte, welche man nur bei den glücklichen Fürsten kennt, welche die stärksten sind. Von Tassilo bis zum großen Kurfürsten haben wir im Grunde nur vegetirt. Es gab im deutschen Reiche fünfzig Fürsten, welche in keiner Beziehung uns nachstanden, — wir waren nur ein Arm des großen Kronleuchters in Deutschland. Wilhelm der Große zog durch seine glänzenden Thaten uns aus dem Nichts, endlich setzte im Jahre 1701, — und das ist nicht lange her, — die Eitelkeit auf den Kopf meines Großvaters eine Krone, und von diesem Zeitabschnitte an können wir unsere wahrhafte Existenz datiren, weil derselbe uns in den Stand setzte, als Könige zu handeln, und mit allen Mächten der Welt auf gleichem Fuße zu verkehren."

„Wenn ich die Tugenden meiner Vorfahren aufzählen wollte, so würde man leicht sehen, daß unser Haus nicht diesen Vortheilen sein Wachsthum verdankt.

Die Mehrzahl der Fürsten meines Hauses hat sich schlecht betragen. Vielmehr haben der Zufall und die Umstände uns gedient. Unsere erste Königskrone wurde auf einen sehr eitlen und sehr hohlen Kopf gesetzt, den ein verwachsener und buckeliger Körper trug. Mein Kopf ist weder hohl, noch mein Körper buckelig, — er fühlt sich stark genug, die habsburgische Erbschaft anzutreten [1])"

Boyers Eintritt störte des Königs Betrachtungen.

---

[1]) Morgenstudien Friedrichs II. S. 8. u. ff.

Ein aufrichtiges Herz.

„Um Vergebung, Sire!“ sprach der Marquis, welcher mit einem erhitzten Gesichte hereinkam. „Ich komme etwas später, als zur bestimmten Zeit. Allein ich habe mich losreißen müssen, — wörtlich losreißen vom Anblicke jenes Götterkindes. Habe ich doch Alles vergessen: — Zeit, Einladung, mich selbst. In völliger Selbstvergessenheit habe ich geschwelgt, und ich möchte so ewig fortschwelgen.“

„Wie, Boyer, so ganz in Flammen schon?“ rief der König, halb Scherz, halb Spott. „Wie kam es doch, daß Amor, der kleine, schwache Knabe, so rasch den starken Philosophen in den Sand gestreckt?“

„Auch Philosophen sind Menschen, Sire, — und kein Schild der Menschlichkeit schützt gegen Amors Pfeile.“

„Wollen Sie es bei dieser weisen Erfahrung bewenden lassen, oder versuchen, was ein Mann von

Ihrer körperlichen und geistigen Bildung über ein Mädchen-herz vermag?"

„Fragen Sie den Gefangenen, was er thun will? — Wie konnte ich so oft an jenem Hause vorübergehen, ohne die Gegenwart dieses Kleinods zu ahnen? Alle Reize hat die Natur zusammengerafft, um Anna Ferner zur Krone der Schöpfung zu bilden. Und dieses Wunderwerk der Schöpfung lebt ohne Anerkennung, ohne Verehrer in jenem abgelegenen Winkel. Ich sage Ihnen, Sire, zu Paris würde man über Anna Ferner Alles vergessen. Anna Ferner wäre die Heldin des Tages, — der Magnet, welcher Alles anzieht, das Centrum, um das Alles kreist."

„Das Rheinsberger Clima ist viel zu kühl, mein lieber Marquis, um die Leute in der Gluth des Südens oder in der feinfühligen Athmosphäre von Paris empfinden zu lassen. — Von etwas Anderem jetzt, Boyer!" sagte Friedrich, in Ton und Benehmen eine sehr ernste Haltung annehmend. „Ich bin im Begriffe, die erste That zu vollbringen, — und Sie sollen mich hierin unterstützen."

„Sie haben über meine Kräfte zu verfügen, Sire!"

„Ueber den schmalen, engbrüstigen Leib meines Reiches haben Sie wiederholt sehr treffende Bemerkungen gemacht. Ich bin entschlossen, diesen Leib etwas zu dehnen, — lebensfähiger zu gestalten und zwar durch die Angliederung Schlesiens."

„Krieg mit Oesterreich?" stieß Boyer überrascht hervor.

„Sie wundern sich, mein Lieber? Krieg mit Oesterreich, — ja, und zwar in diesem Jahre noch.“

Der Marquis blickte den Sprecher stumm mit weit geöffneten Augen an.

„Ihr philosophisches Gewissen wird doch keine Einwendungen erheben?“

„Mein Gewissen nicht, — wohl aber mein Verstand. Wird man Ihre Vergrößerung dulden? Der Kaiser schenkte Ihrem Großvater den Königstitel, — Sie wollen den Titel zur wirklichen Macht erheben auf Kosten Oesterreichs. Sie wollen das dünne, lendenlahme Preußen zu einer Macht gestalten, — werden die Höfe dies gestatten? Werden Sie, außer der Königin von Ungarn, nicht auch Rußland, England oder gar Frankreich auf dem Felde finden?“

„Der erste gescheidte Einwand auf meine Plane, — Marquis, ich danke Ihnen! Da Sie aber der erste verständige Mensch sind, der mir auf dem Wege nach Schlesien begegnet, darum sollen Sie in der Sache klarer sehen. Ich will Sie in die Karten blicken lassen, weil ich von Ihrem Einblicke in das Spiel Gewinn hoffe. Hören Sie!“

Der König sammelte sich einen Augenblick und fuhr dann fort.

„Ich verschone Sie mit dem weitläufigen Gange der Diplomatie, ich mache Sie nur mit dem Resultate bekannt. Dieses Resultat ist: — Oesterreichs Unter=

gang und Theilung. Frankreich will dem Hause Oesterreich das deutsche Reich nehmen, — ich kann nichts Besseres wünschen. Frankreich will ferner in Italien einen Staat für die Infantin gründen, — ich bin darüber entzückt, weil man dies nur kann auf Kosten der Königin von Ungarn. Frankreich faßte endlich den edlen Plan, bis zu den Thoren von Wien zu marschiren: dort erwarte ich es, um mich ganz Schlesiens zu bemächtigen [1])."

„Ich warne Sie vor den Schlingen des alten, schlauen Ministers Fleury!"

„Wir kennen den Fuchs, Marquis! Aber diesmal meint es der Fuchs ehrlich. Der Rechnungsabschluß wird Sie überzeugen," sagte Friedrich, ein Papier aus seinem Arbeitstische hervorziehend. „Diese Denkschrift entwarf Graf Belleisle, — ein klarer Kopf. Minister Fleury hat die Denkschrift sanktionirt. Hören Sie nur folgende Stelle: — „„Ist Oesterreich zu Boden geworfen und getheilt, dann ist Frankreichs Größe für alle Zeiten gesichert. Wer wird jemals Macht genug haben, sich mit Frankreich zu messen? Die Seemächte werden nichts mehr vermögen, ein Oesterreich gibt es nicht mehr, das Haus Bourbon dagegen wird, ja muß, so lange es besteht, Schiedsrichter und Herr von Europa sein. Wahrlich, die Vorsehung selbst hat diese Lage der Dinge hervorgerufen, um das Schicksal der Welt in

---

[1]) Morgenstudien Friedrichs II. S. 58.

Frankreichs Hände zu legen[1]."" — Sie sehen, Fleury hofft von Oesterreich's Untergang noch mehr, als ich, und darum meint er es gewiß ehrlich."

„Aber Rußland?"

Friedrich lächelte.

„Rußland wird den Genuß eines prächtigen Schauspieles haben. Ich will Sie vollkommen beruhigen! Graf Münnich ist die Seele des russischen Regiments, — Münnich ist der Czar von Rußland. Münnichs Schwiegersohn aber ist Winterfeld aus Pommern, — und Winterfeld ist mein ergebenster Diener. Sie werden es natürlich finden, daß man erkenntlich ist. Winterfeld überbrachte seiner Schwiegermutter, der Czarin, einen Diamantring von sechstausend Rubel Werth. Seinem Schwager Münnich, dem Sohne des russischen Regenten, präsentirte er fünfzehntausend Reichsthaler baar und dazu die Schenkung des preußischen Amtes Biegen. Die Präsente wurden alle angenommen, und die Beschenkten sind nicht undankbar. Der pommersche gesunde Menschenverstand siegte über den österreichischen Marquis Botta.[2])"

„Sie waren klug und thätig, Sire, — ich bewundere Sie!"

„Und auch Sie, mein lieber Boyer, sollen zum Gelingen des großen Werkes beitragen. Sie dürfen an dem beschwerlichen Winterfeldzuge keinen Theil haben. Sie bleiben hier zu Rheinsberg und beschreiben den

---

[1]) Gförer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 66.
[2]) Preuß I. 172.

schlesischen Krieg vom Standpunkte der gesunden Vernunft. Ohne Zweifel wird der Handel in Deutschland großen Lärm verursachen. Denn die deutschen Schlafmützen verabscheuen Alles, was sie in der trägen Ruhe stört. Die Motive dieser Rechtfertigung werden wir eingehend miteinander besprechen. Ihre Thätigkeit wird sich aber nicht auf jene Broschüre beschränken; Sie werden die Angriffe deutscher Journale im Auge haben und bekämpfen. Ihr Talent und Ihr Scharfsinn werden diese Aufgabe meisterhaft lösen, — und an des Königs Erkenntlichkeit soll es nicht fehlen."

Dem Franzosen schmeichelte die Aufgabe. Die Entrüstung des deutsch gesinnten Fürsten von Dessau, über die Verschwörung gegen Oesterreich, theilte er nicht. Er sah in dem gewissenlosen Beginnen und in dem unnatürlichen Kampfe nur den wohlberechneten Plan und den kühnen Handstreich. Vor der glänzendsten Rechtfertigung schreckte ein Mann, wie Boyer, nicht zurück, der es im Lügen und Entstellen beinahe so weit gebracht hatte, wie etwa das Frankfurter Journal der Gegenwart, und der auch keinen größeren Patriotismus für Deutschland fühlte, als eben jenes Journal.*) — Aber Friedrichs Bestreben, durch gewandte und feile Literaten seine Handlungen öffentlich beurtheilen und in das gewünschte Licht stellen zu lassen, war sehr klug und glücklich. Diese Menschen erfanden eine Menge Anekdoten über den König; bald glorificirten sie ihn als besorgten Landesvater von Preußen, bald als populären, leutseligen Monarchen.

*) Die erste Auflage dieser Novellen erschien 1865.

Von beiden Eigenschaften aber besaß jener Militärdespot keine Ader. Sagt er doch von sich selbst: „Es darf keine Gleichheit obwalten zwischen dem Rechte des Monarchen und demjenigen des Unterthanen oder Sklaven. Es ist für einen großen Mann nützlicher, als Despot zu herrschen; aber für ein Volk ist ein Leben unter dieser Herrschaft mehr drückend*).“ — „Bis jetzt hat Jedermann geglaubt, daß nur die Liebe zu meinen Unterthanen mich bewegt, meine Staaten so oft wie möglich zu besuchen. Ich lasse die Leute in dieser Meinung; allein die Wahrheit dieses Beweggrundes kommt bei mir wenig in Betracht. Mein Königthum ist ein despotisches, aber meine Unterthanen sollen glauben, ich suche sie an ihrem Herde auf, um ihre Klage entgegen zu nehmen und ihre Leiden zu mildern.**)“

Dies war in Wahrheit die landesväterliche Gesinnung Friedrich's, und es ist kein Zweifel, daß Friedrich II. am besten seine Gesinnungen kannte. Dennoch haben gewissenlose Literaten ein Bild von jenem Könige geschaffen, das heute noch in der Masse fortlebt, an dem sogar Geschichtprofessoren, bis zur höchsten Vollendung des Heiligenscheines, fortmalen, das aber mit der Wirklichkeit keine Aehnlichkeit hat. Friedrich selber würde vielleicht gegen ein Bild von Häusser oder Sybel protestiren, weil er sich dieser schamlosen Ueberschwänglichkeit schämen müßte; gewiß aber würden seine „Unterthanen oder Sklaven“ protestiren, welche lange und

---

*) Morgenst. Friedrichs II. S. 28.

**) Daselbst S. 42. ff.

schmerzlich genug den eisernen Druck der Militärdespotie erduldet haben. —

Durch das Vorzimmer klangen rasche Tritte. Oberst Gauchier trat ein.

„Ich darf Ihnen ein köstliches Abenteuer nicht vorenthalten, das mir eben im „„Adler““ zustieß,“ begann der lebhafte Franzose. „Der Marquis wird Ihnen schon gesagt haben, Sire, daß ihn Anna Ferner tödtlich verwundete. Wenn ich selbst mit dem Leben davon kam, so verdanke ich dies nur einem glücklichen Zufalle, oder vielmehr zwei derben Müllerfäusten. — Hören Sie! Ich sitze am sonnigsten Plätzchen der Gartenlaube, — mir gegenüber Anna Ferner. Weiterhin im Garten tranken einige lärmende Burschen saures Bier. Ich kehre dem Eingange zur Laube den Rücken und bemerke nicht, was hinter mir vorgeht. Natürlich, — wer kann Anna Ferner gegenüber etwas Anderes sehen, als Reize, die Einen närrisch machen könnten, — oder etwas Anderes hören, als den süßen Klang ihrer melodischen Stimme. Alle Unterhaltungskraft bot ich auf, und alle Geschütze meiner Waffenkammer richteten sich nach ihrem Herzen. Aber, — beklagen Sie mich! Dieses Herz ist so fest, daß alle Geschosse wirkungslos abprallen. Mein schlechtes Deutsch erzwang ihr wiederholt ein unbeschreiblich entzückendes Lächeln, und als ich kühner vordrang, färbten Rosen und Purpur ihre lieblichen Wangen. Aus den blauen Augen sprach aber ein so entschiedenes, nachdrucksvolles „Halt,“ — daß ich noch rechtzeitig zur Besinnung kam. — Das sind doch eigenthümliche Geschöpfe

diese deutschen Mädchen! Mit meiner Anstrengung und meinem Glücke hätte ich tausend Pariserinen erobert. Gleichen alle preußischen Burschen dieser Anna, dann können Sie mit einer unüberwindlichen Armee in's Feld rücken, Sire!"

„Bedingungsweise, Oberst! Wenn nämlich der Feind nicht stärker ist, als der so leicht verwundbare Baron de Gauchier. Aber weiter, — das Stückchen ist pikant."

„Ich schäme mich meiner Achillesferse nicht, Sire, so lange dieselbe der einzig verwundbare Fleck an mir ist. — Anna Ferner belächelte also mein schlechtes Deutsch, und ihr Lächeln verrückte mir vollends den Kopf. Plötzlich schaute sie auf, — Ueberraschung und Betroffenheit auf den Zügen. In demselben Augenblicke wurde ich von zwei starken Armen um den Leib gefaßt und von meinem Sitze emporgehoben."

„„Um Gotteswillen, Heinrich," rief Anna erschreckt, was hast Du vor? Füge ihm doch kein Leid zu.""

„„Laß mich nur, — will den Franzosen ganz einfach vor die Thüre setzen,"" schnaubte eine Stimme hinter mir.

„Die zwei Arme trugen mich aus der Laube, durch den Garten. Die Burschen an dem Tische lachten hell auf. Ich strengte alle Kraft an, den Armen zu entrinnen. Vergebens. Diese Arme hielten mich fest, wie eine eiserne Zange; ich vermochte kaum zu athmen. Ich fluchte und schimpfte deutsch und französisch, — Alles

vergebens! Mein Träger sprach kein Wort. Er trug mich über den Hof, durch das Thor und stellte mich auf die Straße nieder. Erzürnt wandte ich mich um, — ein stattlicher Müllerbursche stand vor mir, mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt. Nur in seinen Augen loderte ein stilles Feuer.

„Elender!“ stieß ich hervor. „Was untersteht Er sich?“

„„Da, nehmen Sie Ihre Mütze; denn Sie werden nicht bloßköpfig in das Schloß gehen wollen.““

„Dabei hatte er die Gefälligkeit, mir die Mütze auf den Kopf zu setzen.“

„Er Flegel!“ fuhr ich abermals den Menschen an. „Was veranlaßt Ihn, so gewaltthätig mit mir zu verfahren? Augenblickliche Rechenschaft, — oder ich werde Ihn zur Stelle für seine Frechheit züchtigen.“

Hiebei griff ich unwillkürlich nach meinem Degen. Der Bursche bemerkte diese Bewegung, und schielte nach einer ganz respektablen Stange, die neben ihm lag.“

„„Der Herr hat weder nothwendig, sich zu erhitzen, noch auf eine Züchtigung zu denken, die sehr schlimm für den Herrn ausfallen würde,““ sagte er kaltblütig, „„Der Herr fragt, warum ich ihn da vor die Thüre setze? Das versteht sich eigentlich von selbst. Ich habe den Herrn in der Laube beobachtet und gesehen, wie Anna, mein trautes Lieb, erröthete. Der Herr hat sicher allerlei dummes Zeug geschwätzt, worüber ein braves Mädchen erröthen muß, sonst wäre Anna nicht roth

geworden, wie ein gekochter Krebs. Was in Frankreich Mode ist, weiß ich nicht. Aber bei uns in Deutschland hat jeder ehrliche Bursche die Pflicht und auch das Recht, sein Gebiet zu vertheidigen, und jeden Dieb zu vertreiben. — Daraus wird der Herr sehen, daß ich weder ein „Elender," noch ein „Flegel" bin, sondern nur die Schuldigkeit eines getreuen Burschen that.""

Der König lachte aus vollem Halse. Der Marquis blickte gedankenvoll nieder.

„Mir selbst," fuhr Gauchier fort, „kamen diese ländliche Eifersucht und ihre Folgen höchst komisch vor. Ich betrachtete den Burschen genauer und fand, daß Anna's Geschmack nicht übel sei."

„„Ich rathe dem Herrn,"" sagte der Müller, „„so nicht wieder zu kommen. Ich werde auf den Herrn merken, und wenn dem Herrn etwas Schlimmes begegnet, so ist er selbst daran schuld.""

„Damit wandte er mir den Rücken und kehrte in den Garten zurück."

„So viel ich meine Leute kenne, haben Sie allerdings Ursache, auf der Hut zu sein," sagte Friedrich. „Fürchten Sie den furor teutonicus, — der leicht in diesem Fache entzündet wird. Und dann, mein lieber Oberst, bewahren Sie künftig Ihre Uniform vor Müllerstaub."

Wie Boyer einen Nebenbuhler beseitigt.

Oberst Gauchier lachte zwar noch einige Tage über das Abenteuer mit dem Müllerburschen, aber die Unmöglichkeit, sich Anna ohne Gefahr zu nahen, ließ ihn dieselbe bald vergessen. — Von Boyer kann dies nicht gesagt werden. Die glühende Einbildungskraft dieses Mannes beschäftigte unausgesetzt und lebhaft das reizende Bild Anna's. Auch ihm entging der entschiedene Müllerbursche nicht, der wie ein festes Vorwerk jeden Unberufenen abhielt. Nicht minder hätte der Marquis, als Mann von Ehre und sittlichen Grundsätzen, alle weiteren Schritte aufgeben müssen. Aber Boyer war Voltaire's Schüler, und Voltaire's Philosophie kannte weder sittliche Grundsätze, noch jenen Edelsinn, den man Ehre nennt. Zugleich hatte ein zügelloses Leben Boyers Willenskraft dermaßen geschwächt, daß ihn die Leidenschaften willenlos hin- und herwarfen. Sein Begehren wuchs mit den Hindernissen zu dessen Befriedigung. Er dachte keineswegs an den Rückzug, sondern überlegte,

wie das Hinderniß nämlich, der Müllerbursche, schnell und sicher könne beseitigt werden.

Den König beschäftigten politische Plane dergestalt, und er hatte mit seinen Ministern so häufige Berathungen, daß Boyers tägliche Unterhaltung vollständig zurücktrat, — dem Marquis sehr gelegen. Denn Boyer philosophirte gegenwärtig nur über die Liebe; er wäre für den König ein schlechter Gesellschafter gewesen. Und wie Friedrich seine Plane gegen Oesterreich schmiedete, um in den Besitz Schlesiens zu gelangen, so schmiedete Boyer seine Plane gegen den Müllerburschen, um in den Besitz Anna's zu gelangen.

Am folgenden Tage trat der Marquis in das für vornehme Gäste eingerichtete Zimmer im „Adler“ zu Rheinsberg. Elegant gekleidet, das Haupt sorgfältig frisirt, den schwarzen Schnurrbart in den beiden Enden herausfordernd nach Oben gedreht, in den angenehmen Zügen ein freundliches Lächeln und sprechendes Feuer in den Augen, — so betrat d'Argens den Kampfplatz.

Gastwirth Ferner, ein gefälliger freundlicher Mann, saß bei Boyers Eintritt, mit dem einzigen Gaste dieses Zimmers, bei einer Flasche Wein. Diesen Gast nannte Herr Ferner öfter seinen „lieben Vetter,“ welchen Titel sich der Mann, wie eine Person von Stand, mit Herablassung gefallen ließ.

Der „Vetter“ trug einen ganz neuen grünen Tuchrock mit blanken Knöpfen, eine Weste von Seide und über der Weste eine Uhrkette von Silber. Das Gesicht des „Vetters“ glich jenem eines Bullenbeißers, dagegen

verliehen die listigen Augen seinem Wesen etwas Tückisches und Katzenartiges.

„Womit darf ich dem Herrn aufwarten?“ fragte der freundliche Wirth.

„Mit einer Flasche von Ihrem besten Rheinwein, mein lieber Herr Ferner.“

Der Gastwirth machte eine tiefe Verbeugung; denn eine so theuere und kostbare Bestellung wurde im „Adler“ zu Rheinsberg selten aufgegeben.

Indeß Ferner ging, den Gast zu bedienen, suchte der Marquis mit dem „Vetter“ ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie sind auch fremd hier, mein Herr?“ begann Boyer verbindlichst.

„Ja und nein, — wie man will,“ antwortete der Grüne abstoßend.

„Ihr Dialekt wenigstens verräth den Fremden, — und Fremde pflegen sich einander zu nähern.“

Der bissige Bullenbeißerzug trat im Gesichte des „Vetters“ lebhaft hervor, indem er zu dem Marquis aufblickte.

„Zu nähern? — hm! Wenn man Lust dazu hat!“

Der Marquis zog sich mit einer kalten Verbeugung von dem Menschen zurück.

Ferner hatte die bestellte Flasche gebracht, möglichst weit von dem Grünen entfernt auf einen Tisch gestellt, und sich dann wieder an des „Vetters“ Seite niedergelassen.

Boyer trank stehend ein Glas, und als er bemerkte, daß die beiden Vettern das Gespräch flüsternd fortsetzten, trat er an das Fenster, dessen Aussicht in den Garten ging. Dort wurde er für die Gleichgiltigkeit des Wirthes und für die Grobheit des Grünen reichlich entschädigt. Anna schritt gerade über den Hof, ein Körbchen in der Hand. Sämmtliches Federvieh des Hofes lief ihr auf dem Fuße nach, — die Gänse schnatternd, die Hühner schreiend, der Welschhahn sich zornig pustend. Anna flüchtete in den Garten und schloß rasch die Hofthüre vor dem zudringlichen Gefolge. Sie stand im Garten und rief den Tauben. Ein ganzer Schwarm stürzte auf sie nieder. Anna griff in das Körbchen, und die Tauben lasen emsig die hingestreuten Fruchtkörner auf. Sie redete zu den Tauben, und der Marquis bemerkte in ihrem Antlitze das gütige Lächeln der Vorliebe für ihre Schützlinge. Unter diesen befanden sich mehrere Bevorzugte von blendend weißer Farbe. Diese verschmähten es, die Körner vom Boden aufzuraffen. Sie setzten sich der Jungfrau auf die Schultern und verlangten durch Girren und mahnenden Flügelschlag, aus ihrer Hand zu naschen. Anna liebkoste sie und es gewährte ein liebliches Bild der Sanftmuth und Reinheit, die jungfräulich reizende Anna in so vertrautem Verkehre mit den Tauben zu betrachten.

Der Marquis stand wie festgewurzelt. Seine Leidenschaft flammte aus Blicken und Wangen.

Plötzlich flogen die Tauben erschreckt auseinander; — ein Händeklatschen und dann ein lautes Lachen hatte

sie verscheucht. Der Müllerbursche trat muthwillig lachend zu Anna heran, die ihn mit einigem Tadel wegen seines unhöflichen Benehmens gegen die Tauben empfing.

Boyers Blick wurde finster. Er sah das Lächeln inniger Neigung in Anna's Zügen, trat vom Fenster zurück und setzte sich zu seinem Wein.

Heinrich Burger, der einzige Sohne des Müllers zu Rheinsberg und Erbe eines bedeutenden Vermögens, stand mit überschlagenen Armen, die weiße Mütze kühn über das rechte Ohr gezogen, vor Anna, mit vieler Geduld eine kurze Strafpredigt anhörend.

„Geh', Heinrich, Du bist gar nicht mehr wie Du früher warst, — Du schlägst ganz aus Deiner Art. Gestern hast Du den Oberst, wie einen Klotz, aus dem Hause geschafft, und heute vertreibst Du meine Tauben. Am Ende fürchtet sich Alles, in meine Nähe zu kommen, weil Alles in Gefahr steht, von Dir überfallen zu werden."

„Ja sieh', Aennchen, das kommt Alles von meiner übergroßen Lieb' zu Dir. Wie mein Herz ganz Dir gehört, — so will ich auch, daß Dein Herz ganz mein sei. Beinahe bin ich eifersüchtig auf dieses Federvieh, die Tauben. Muß ich doch sehen, wie Du die weißen Schwannenschwänze da droben herzest und küßest. Mich aber hältst Du immer drei Schritte vom Leibe, — ich kann mich nicht rühmen, daß Du mir jemals einen einzigen Kuß gewährt hättest."

Die Jungfrau sah erröthend nieder. Sogleich aber erhob sie den vollen Blick zu Burger empor.

„Wenn Du eine Taube wärest, Heinrich, würde ich den Kuß Dir nicht versagen,“ entgegnete sie schelmisch lächelnd. „Weil Du aber keine Taube bist, sondern ein etwas ungestümes rauhes Menschenkind, so ist es gut, wenn jetzt noch eine Schranke zwischen uns aufgerichtet bleibt.“

„Das Schrankenaufrichten hast Du bei den Klosterfrauen gelernt, — nicht? Nun, es ist gut so, bin es zufrieden, — Deine Reinheit soll durch meinen Mehlstaub nicht befleckt werden. Aber Aennchen,“ — fuhr Heinrich entschieden fort, „alle Hofleute sollen Dir nicht drei, sondern zehn Schritte vom Leibe bleiben. Du willst mir nicht sagen, was Dir gestern der Oberst für dummes Zeug vorgeschwatzt hat, — etwas Rechtes ist's aber sicher nicht gewesen. Nicht umsonst bist Du so roth geworden, wie 'ne Kornrose. Diese Hofleute meinen's nicht ehrlich, — sie haben den Schelm im Busen, — ich kenne diese Sippschaft. Bleibt Dir der Oberst nicht vom Leibe, werde ich ihm ein Denkzeichen anhängen.“

Diese laut und heftig gesprochenen Worte vernahm Boyer, der eben nach dem Schlosse zurückkehrte. Er wandte den Kopf etwas nach dem Sprechenden, schoß einen giftigen Blick hinüber und eilte rasch nach der königlichen Residenz.

„Ist Major Schulze zu sprechen?“ fragte er einen Bedienten, der am Ende eines Ganges ihm entgegentrat.

Der Diener öffnete bejahend die Thüre eines Vorzimmers, welches der Marquis durchschritt, und dann

in ein Gemach trat, worin Schulze vor einem Buche saß, dessen Inhalt er durch den Brand einer Tabakspfeife würzte. Durch den ehrenden Besuch des königlichen Günstlings angenehm überrascht, erhob sich der Major und pflanzte seine sechs Fuß hohe Gestalt vor dem Marquis auf.

Major Schulze war unter der Regierung des vorigen Königs eine Person von Wichtigkeit und Bedeutung; denn er stand an der Spitze des Werbecorps, welchem die Aufgabe gestellt war, die „längsten Kerle" für das Garderegiment herbeizuschaffen. Seltene Kühnheit, verbunden mit ungewöhnlicher Körperkraft, unterstützten Schulze in diesem gefährlichen Amte. Gelang es ihm nicht, durch Geld oder List lange Menschen zu gewinnen, so raubte er sie mit Gewalt. In Italien stahl der Major einen sechsthalb Fuß hohen katholischen Geistlichen, der, unter das Leibregiment gesteckt, trotz aller Bemühungen nicht mehr aus dem blauen Rock kam. In Rom holte er einen baumlangen Mönch und brachte ihn unter steter Lebensgefahr nach Potsdam*). — Major Schulze verstand den Menschenraub vortrefflich und wurde deßhalb von Friedrich Wilhelm hoch in Ehren gehalten.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Major!" sagte der Marquis, einen Stuhl herbeiziehend. Zugleich lud er durch einen Wink den Zimmerherrn herablassend ein, sich ihm gegenüber zu setzen.

Ueber Schulze's verwettertes und benarbtes Gesicht glitt einige Befriedigung. Die Strahlen der königlichen

*) Gfrörer, Gesch. d. XVII. Jahrh. Bd. II. S. 55.

Sonne hatten Friedrichs täglichen Genossen dermassen durchleuchtet und durchwärmt, daß der Major den schmeichelhaften Wiederschein jenes königlichen Lichtes zu empfinden glaubte.

„Mein königlicher Freund," begann der Franzose in hochtrabendem Tone, „hat mir wiederholt von Ihrer Kunst erzählt und von Ihrem Glücke, die preußische Armee mit den stattlichsten Burschen zu bereichern. Sie haben in diesem Fache wirklich Fabelhaftes geleistet, Herr Major! Sie haben Mönche aus den Klöstern und Geistliche aus dem Vatikan geholt, — ich bewundere Ihre Kühnheit!"

„Sehr schmeichelhaft für mich, Herr Marquis!" sagte Schulze, sein rauhes Gesicht verziehend. „Hab' allerdings schon einige Hundert lange Kerle glücklich weggefangen, — hab' die schönsten Leute der Garde geliefert unter des vorigen Königs Regierung. Jetzt aber gilt die Körpergröße weniger. Wir brauchen nicht mehr Oesterreich, Rußland, Italien und andere Länder auszubeuten. Mein Amt," seufzte der Mann, „ist ziemlich beschränkt worden."

„Um Vergebung, Herr Major, Sie leisten immer noch die besten Dienste als Werber für die preußische Armee. Und ich möchte eben Ihr Augenmerk auf einen Burschen lenken, der seine Stelle in Reihe und Glied ausfüllen würde, wie kein Anderer."

Der Major wurde sehr lebendig. Er glich einem Wolfe, dem man ein Schaf gezeigt.

„Vielleicht ist Ihnen der prächtige Müllerbursche bekannt, den man öfter drüben in der Wirthschaft zum „Adler" sieht," fuhr Boyer fort.

„Heinrich Burger, — ich kenne ihn, — ein herrlicher Kerl, ein tüchtiger Lümmel! Der kann etwas aushalten! Aber Herr Marquis, jener Müllerssohn wird sich nicht anwerben lassen, und zwar aus doppelten Gründen nicht. Erstens ist er das einzige Kind reicher Eltern, — wird sich also von der Militärpflicht loskaufen. Zweitens hat er eine Braut von ausnehmender Schönheit, — wird also keine Lust haben, sich von ihr zu trennen."

Boyers Angesicht färbte sich dunkler.

„Sehr wohl, — Sie haben Recht; freiwillig wird er sich nicht anwerben lassen. Aber, Herr Major, Sie verstehen es ja ganz vorzüglich, die Unfreiwilligen anzuwerben. Sie haben dafür, so viel ich weiß, einen ganz eigenen Ausdruck; — wie heißt er doch?"

„Pressen, — Herr Marquis!"

„Gut, — könnte man nicht auch den Müller pressen?"

„Eine Kleinigkeit, — unter Umständen! Hab' immer für Nothfälle einige handfeste Kerle meines Corps bei mir. Unter Umständen könnte der Rekrut Burger morgen oder höchstens übermorgen auf dem Marsche nach der schlesischen Grenze sein."

„Was verstehen Sie unter diesen „„Umständen?""

„Weiter nichts, als die Genehmigung Seiner Majestät, und diese zu erlangen, dürfte Ihnen, Herr Marquis, nicht schwer fallen.“

„Hieran soll es nicht fehlen. Ich gehe, Herr Major, dieser Formalität zu genügen. Und dann, mein Bester, darf ich Ihnen wohl unter Verschwiegenheit in das Ohr flüstern, daß mir persönlich ein nicht geringer Dienst geleistet wird durch die unfreiwillige Rekrutirung jenes Burschen.“

„Ich verstehe, Herr Marquis, — verstehe! Sie sollen befriedigt werden.“

Nach Boyers Entfernung trommelte Schulze vergnügt an den Scheiben. Sein zu Raub und Gewaltthat sehr geneigtes Naturell wurde durch den in Aussicht gestellten Ueberfall angenehm gereizt.

„Den Marquis lockt die Anna, und der Marquis kann zur Anna nicht gelangen, ohne über den Müller zu straucheln. Köstlich! Der Bauernlümmel hätte sollen klüger sein und keine Wahl treffen, um die ihn ein Marquis beneidet.“

Boyer mußte warten. Der König saß mit den Ministern zu Rathe. Er schritt deßhalb geräuschlos auf den Teppichen des Vorzimmers hin und her, kaum fähig, seine Ungeduld zu bemeistern.

Das Oeffnen einer Thüre lenkte seine Aufmerksamkeit nach jener Seite hin, und er war überrascht, als der „Vetter“ des Adlerwirthes eintrat. Der „Vetter“ schien gleichsfalls überrascht, beim Anblicke Boyers. Er

machte eine unbeholfene Verbeugung und zwang sein Bullenbeißergesicht zu einem abscheulichen Lächeln. Der Marquis gedachte der abstoßenden Behandlung und übersah stolz den Fremden, indem er, die Verbeugung nicht erwiedernd, seinen Gang durch das Zimmer fortsetzte. Der „Vetter“ hatte auf dem nächsten Stuhle Platz genommen, und schien sich um den Höfling ebensowenig zu bekümmern, wie dieser um ihn.

Endlich trat ein Kammerdiener herein und schritt auf den „Vetter“ zu, der sich langsam erhob.

„Ich habe ein dringendes Wort mit dem Könige zu sprechen,“ sagte der Franzose, welcher dem Kammerdiener den Weg vertrat. „Ist es denn nothwendig, daß ich angemeldet werde?“

„Königliche Majestät ist eben sehr beschäftigt. Indessen will ich anfragen.“

Sogleich kehrte der Diener zurück.

„Majestät läßt Sie, Herr Marquis, um einige Geduld bitten,“ — sagte der Kammerdiener, und winkte zugleich dem Fremden, ihm zu folgen.

Der übermüthige Franzose stand, wie vom Blitze getroffen. Ein unscheinbarer Mann wurde ihm vorgezogen! — Zugleich bemerkte er das schadenfrohe Lächeln des „Vetters“ und dessen schielenden, triumphirenden Blick, als er an ihm vorüberging.

„Was ist das? Wer ist dieser Mensch?“ fragte sich Boyer. „Hat es der König verlernt, Stand und Werth der Menschen zu berücksichtigen? — Aber ich bin

zu voreilig! Dem Könige könnte ja der grüne Wicht mehr sein, als ich. Bin sehr neugierig! Wäre es nicht möglich, in dieses Geheimniß zu dringen?"

Er schlich an die Thüre und lauschte. Boyers Staunen erreichte den höchsten Grad: — Friedrich sprach in salbungsvollem Tone, wie etwa ein Methodistenprediger. Boyer kannte den König nicht mehr.

„Was Er mir sagt, Meister Döblin," sprach der König, „ist für mich sehr schmeichelhaft. Mein Vater schon, Gott habe ihn selig, hatte sich der Protestanten in Schlesien warm angenommen. Die Umstände gestatteten es ihm aber nicht, etwas für sie zu thuen. Ich theile die Gesinnungen meines Vaters. Mein Herz schlägt vielleicht noch wärmer für unsere heilige Religion und für unsere gedrückten Glaubensbrüder in Schlesien, als das Herz meines Vaters. Ich kenne die Leiden und Drangsale der schlesischen Protestanten, und ich bin nicht unempfindlich dafür. Unsere in Gott verbündeten Brüder aus dem Joche des Hauses Habsburg zu erlösen, das ist mein innigstes Streben. Denn die Sache unserer heiligen Religion schätze ich höher, als irgend ein Gut auf Erden."

Der lauschende Marquis lachte vor sich hin.

Döblin erwiederte dem Könige. Boyer konnte jedoch die etwas leise gesprochenen Worte nicht verstehen.

„Die Zeit Eurer Erlösung naht," fuhr Friedrich fort. „Aber ich hoffe, daß ich in Schlesien Freunde finden werde. Ich vertraue ganz vorzüglich auf die Thätigkeit meiner Freunde in Breslau."

„Für Breslau stehe ich, Majestät! Sie sollen mit offenen Armen aufgenommen werden.“

Der Marquis trat zurück, vollkommen ausgesöhnt wegen vermeinter Verletzung der Etiquette. Er wußte, daß Friedrich in Schlesien mit religiösen Mitteln politisches Kapitel machte, und daß er in jenem Lande zahlreiche Agenten und Wühler besoldete. Der thätigste unter diesen war Schuhmachermeister Döblin, ein geborner Brandenburger aus Crossen. Friedrich legte ein so großes Gewicht auf den zu Breslau ansäßigen Brandenburger, daß er ihn sogar in seinen Werken anführt.*)

Boyer warf sich in einen Sessel, und harrte in Geduld des Schlusses der Verhandlungen zwischen König und Schuster.

*) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 31.

Was die Liebe thut.

Heinrich Burger war verschwunden. Gegen Abend ver=verließ er Rheinsberg, kehrte aber nicht nach der Mühle zurück, die eine Viertelstunde von dem Städtchen entfernt lag. Man suchte nach dem Verschwundenen. Seine weiße Mütze wurde auf dem Pfade gefunden, welcher neben dem Bache hinzieht. Der zerstampfte Boden an jener Stelle bewies, daß hier ein Handgemenge stattgefunden. Der blanke Knopf eines Soldatenrockes lag gleichfalls an dem Orte. Der Knopf verrieth die Gewaltthat, welcher Heinrich zum Opfer gefallen.

Die Beispiele gewaltsamer Erpressungen zum Militär waren zu gewöhnlich, um großes Aufsehen zu erregen. Unter des vorigen Königs Regierung hatte man sich schon an dergleichen Drangsale gewöhnt. Dennoch bildete Burgers Schicksal zu Rheinsberg das allgemeine Stadtgespräch.

„Burger gibt einen schönen Grenadier. Friedrich Wilhelm hätte ihn längst unter die Blauen gesteckt.“

„Ja, — es kommt nichts Besseres nach! Der vorige König trieb zwar die längsten Leute aus ganz Europa zusammen, — allein er war doch endlich zu befriedigen. Der jetzige König sieht nicht auf die Körperlänge, allein er findet, daß die Armee viel zu klein ist. Ganz Preußen unter Waffen, würde ihm vielleicht genügen."

„Wir müssen die „Blauen" doch bezahlen! Darum ist es besser, der König nimmt im eigenen Lande umsonst, als im Auslande um hohe Preise."

So sprachen die Leute zu Rheinsberg.

„Du hast jetzt genug geweint, Anna!" sagte Herr Ferner. „Die Sache ist einmal so. Man muß geschehen lassen, was man nicht ändern kann. Der Müller ist drüben gewesen auf dem Schlosse. Er hat zweitausend Thaler geboten für die Lösung seines Sohnes. Man fertigte ihn kurz ab. „„Der König braucht Soldaten, aber kein Geld,"" — hieß es. Ergib Dich in das Unvermeidliche, Anna! Der Bursche muß eben einige Zeit exerciren, dann werden sie ihn laufen lassen."

Anna ging in ihr Zimmer. Dort weinte sie, bis die Thränen versiegten. Sie saß regungslos auf dem Stuhle und starrte vor sich hin. Allgemach wurde es lebendig in dem kummervollen, bleichen Gesichte. Ein großer Entschluß schien ihre Seele zu beschäftigen. Sie nahm aus dem Schreine ihre schönsten Kleider und auch den bescheidenen Schmuck. Nachdem sie Alles geordnet, ging sie hinab zur Verrichtung der täglichen Hausarbeiten.

Herr Ferner bemerkte die ernste Ruhe seiner Tochter und war erfreut, das mädchenhafte Weinen und Klagen mit so viel Ergebung vertauscht zu sehen. Er schrieb natürlich diese günstige Veränderung seiner Vorstellung zu, und der Mann war noch fester von seiner Meinung überzeugt, ein kluger, scharfsichtiger Kopf zu sein.

„In vierzehn Tagen hat sie ihn vergessen," dachte er. „Diese Partie hat mir längst nicht gefallen. Burger ist zwar reich, — aber er ist doch immer nur ein Müller, und meine Tochter verdient mehr zu werden, als eine Müllersfrau."

Am frühen Morgen des folgenden Tages schlich Anna behutsam aus dem Hause. Unbemerkt gelangte sie durch den Garten auf die anstoßenden Wiesen. Sie eilte auf dem Pfade weiter, der nach der Mühle hinzieht. Sodann verließ sie den Pfad und lenkte auf die Straße, welche noch dem Schlosse führt. Sie war rasch fortgeeilt. Jetzt blieb sie stehen und blickte auf das in der Ferne liegende väterliche Haus zurück. Zugleich gewahrte sie, daß ihr Weggehen nicht ganz unbemerkt geblieben. Die Tauben hatten ihr das Geleite gegeben, sie schwärmten um sie her, schossen pfeilschnell auf sie nieder, und erhoben sich dann wieder in die Lüfte. Anna lächelte zu den Tauben empor und verfolgte dann ohne Aufenthalt ihren Weg.

Die Parkanlagen des Schlosses begannen, sich neben der Straße hinzuziehen. Der Weg stieg empor. Sie eilte in gleich raschem Schritte fort, so daß ihr Ange=

sicht zu glühen anfing. Sie blickte weder links, noch rechts, immer in Gedanken vor sich hin, zuweilen flüchtig empor, ob das erstrebte Ziel bald erreicht sei. Plötzlich hielt sie inne im eiligen Gehen.

Eine weite Oeffnung des Parkes hatte sich aufgethan und zeigte im Hintergrunde die Fronte des Schlosses. Anna athmete tief auf. Sie stand auf der Straße und betrachtete die stolzen Mauern des königlichen Wohnsitzes. Das Ziel ihrer Wanderung stand in geringer Entfernung vor ihr, aber jetzt zögerte sie, die letzten Schritte zu thun. Obschon weder Graben noch Mauer sie abhielten, den engeren Schloßbezirk zu betreten, kam es ihr doch vor, als würde ihre Freiheit beschränkt, sobald ihr Fuß die Parkanlagen berührte. Ein dunkles Bangen hielt sie zurück, — ein Ahnen lauernder Gefahren. Der Gedanke an Heinrich trieb sie endlich hinüber. Sie verließ die Straße und befand sich in den verschlungenen Pfaden des Parkes.

Anna's Gang wurde immer langsamer. Sie zögerte gleichsam bei jedem Schritte. Da sie auf die Wege nicht achtete, so geschah es, daß sie wieder an Stellen kam, welche sie kurz zuvor verlassen hatte. Sie bemerkte es, und merkwürdigerweise fand sie in diesem Irrgehen und wieder an die frühere Stelle Zurückkehren einige Beruhigung, wie Jemand, der von einem Gegenstande abgehalten wird, dem er sich mit Widerstreben naht. Der Tag rückte immer weiter vor, die Oktobersonne glänzte am wolkenlosen Himmel, und kräftige Luftzüge schüttelten die gelben Blätter von den Bäumen. Anna hatte

sich auf eine Bank niedergelassen. Durch die entblätterten Zweige schimmerten die nahen Schloßmauern. Sie blickte schüchtern hinüber, in ihrem Angesichte spiegelte sich ein Kämpfen und Schwanken, ein Spiel von Furcht und hinschwindendem Muthe. Zuletzt preßte sie das Angesicht in beide Hände und weinte heftig.

Zwei Frauen kamen vom Schlosse her den Pfad herauf. Die Vorausgehende war eine würdevolle, junge Gestalt von schönem Wuchse und angenehmen Gesichtszügen, in welche herbes Leid lebhafte Spuren gegraben hatte. Zuweilen blieb sie stehen und ließ die seelenvollen Augen durch die Bäume hinstreifen. Oefter hing ihr sinnender Blick im Leeren, nach Art jener Menschen, welche ein Gedanke ausschließlich beschäftigt. — Die Nachfolgende richtete sich in allen Bewegungen nach der Vorausgehenden. Sie verhielt sich ebenfalls schweigend, aber man konnte bemerken, daß sie gern ein Gespräch angeknüpft hätte, würde das ernste Schweigen der Dame ihr den Mund nicht verschlossen haben. Sie kamen Anna immer näher, die, ganz mit ihrem Schmerze beschäftigt, und gleichsam von demselben erdrückt, nicht wahrnahm, was um sie vorging.

„Was willst Du hier, meine Tochter?" fragte eine milde Stimme.

Das Mädchen blickte erschrocken auf.

Die beiden Frauen schienen erstaunt über Anna's ungewöhnliche Schönheit. Sie traten näher. Anna erhob sich verwirrt und beschämt. Sie trocknete mit dem

weißen Tüchlein die Thränen von Augen und Wangen, brachte aber in ihrer Verwirrung kein Wort hervor.

Sei ohne Furcht, meine Tochter," sprach die Frau ermuthigend. „Vertraue mir Deinen Schmerz, vielleicht steht es in meiner Macht, ihn zu lindern."

Der sanfte Klang der Stimme und auch die zuversichtliche Sprache der gütigen Frau flößten Anna Muth ein. Sie erzählte Burgers gewaltsame Entführung und den Zweck ihrer Wanderung nach dem Schlosse.

„Du willst den König um Befreiung des Aufgegriffenen bitten, — ist es denn außer Zweifel, daß der König jenen Burschen aufheben ließ?"

„Burgers Vater ist im Schlosse gewesen und hat zweitausend Thaler Lösegeld für seinen Sohn geboten. Der König aber hat ihm sagen lassen, er brauche Soldaten und kein Geld."

„Dies hätte der König sagen lassen? Kaum glaublich!"

Sie blickte hiebei auf ihre Begleiterin, in deren Mienen Anna deutlich las, daß diese des Königs Bescheid dennoch glaublich fand.

„Dein Entschluß ist hochherzig und verdient meine Unterstützung. Du bist ein gutes Kind. Wie heißt Du, meine Tochter?"

„Anna Ferner!"

„Burger ist demnach nicht Dein Bruder? Aber gewiß nahe verwandt?"

Anna's Angesicht überströmte hohe Gluth, sie blickte verschämt nieder und ließ die Frage unbeantwortet.

„Nun," sagte die Frau lächelnd, „ich will in Deine Geheimnisse nicht eindringen. Zeigst Du für einen Fremden diese Theilnahme, so ziert Dich das um so mehr. Folge uns, Anna Ferner!"

Die Damen schlugen einen Pfad ein, der in gerader Linie nach dem Schlosse führte. Kein Wort wurde auf dem Wege gesprochen. Anna stellte Vermuthungen über Stand und Rang der Unbekannten an, welche mit so viel Zuversicht ihren Beistand bei dem Könige verhieß. Sie zweifelte keinen Augenblick an dem großen Einflusse der gütigen Dame, und hielt dieselbe mindestens für eine Kammerfrau der Königin. Sie kamen an dem Wachposten vorüber. Die Wachen salutirten. Sie stiegen eine breite Treppe empor und schritten durch einen langen, mit Teppichen belegten Gang. Alle Begegnenden traten ehrerbietigst bei Seite, standen steif und ehrfurchtsvoll, und wenn die Frau vorüberkam, machten sie sehr tiefe Verbeugungen. Sogar zwei besternte Herren, die eben aus einem Zimmer traten, erwiesen ihr dieselben Huldigungen. Anna entgingen diese Umstände nicht, und sie wußte nicht, was sie von ihrer Beschützerin denken sollte.

Sie waren in ein prachtvoll ausgestattetes Zimmer getreten. Die Dame gab ihrer Begleiterin einen Auftrag, worauf sich diese entfernte.

„Sei nicht ängstlich, meine gute Anna!" ermuthigte sie. „Dein Vorhaben ist ja löblich. Ich werde Dir

helfend zur Seite stehen. — Folge mir nun zum Könige, welchen Dein Mitgefühl für den armen Jungen sicher freuen wird."

Sie gelangten durch mehrere Gemächer in einen Saal. Zwei lebensgroße Gemälde, in mächtigen Goldrahmen, traten herrschend aus dem übrigen Prunke hervor. Das eine dieser Gemälde stellte den regierenden König vor, und als Anna den Blick auf das zweite Gemälde heftete, erschrack sie, — es war das Porträt ihrer Beschützerin, der Königin Elisabeth. Diese Wahrnehmung, verbunden mit dem sie umgebenden Glanze und der Wichtigkeit des Augenblickes, brachten Anna's Geist in vollständige Verwirrung. Sie schwebte gleichsam zwischen Träumen und Wachen. Sie fühlte sich am Arme leicht gefaßt, und nach der Mitte des Saales gelenkt.

„Sprich nur ganz unerschrocken zum Könige, liebe Anna!" ermunterte Elisabeth. „Denke nicht lange auf gewählte Worte, sondern sprich ganz so, wie es Dir im Herzen liegt."

Die gegenüberliegende Thüre ging auf. Friedrich II. trat rasch ein, that einige hastige Schritte gegen die Saalesmitte und blieb dann verwundert stehen. Sein Auge glitt von Anna zur Königin. Sein Gesicht wurde finster, sein Blick vorwurfsvoll.

„Majestät, verzeihen Sie," begann Elisabeth, des Gatten aufsteigenden Unwillen gewahrend, „wenn ich die schönste Pflicht zu üben im Begriffe stehe, welche

die Mutter Ihrer Unterthanen zu üben vermag. Ich bringe Ihnen Anna Ferner, die ich klagend und weinend im Parke getroffen, und die es nicht wagte, den letzten Schritt zu ihrem Könige zu thun. — Nun, Anna, sei nicht ängstlich! Vertraue Deinem gütigen Landesvater das Anliegen Deines Herzens."

Anna bemühte sich vergebens, zu sprechen. Ihr Herz pochte hörbar. Sie sah den Mann mit den strengen, bleichen Zügen und den durchdringenden Augen, die sie in Schrecken setzten. Sie sank auf die Kniee nieder, und indem sie flehend die Arme erhob, stürzten ihre Thränen mächtig hervor.

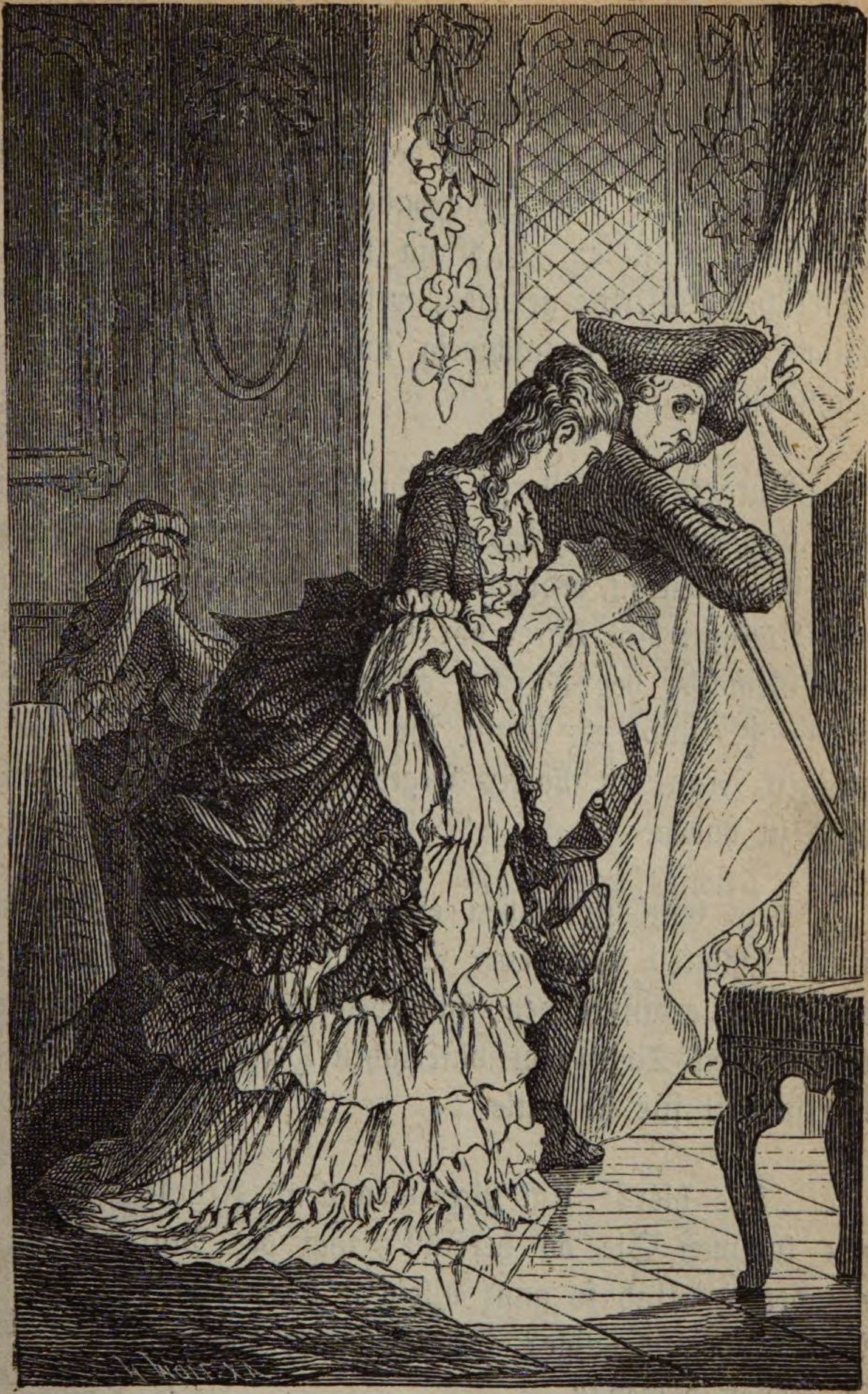
Die Königin empfand offenbar inniges Mitleid mit dem geängstigten Mädchen. Nicht so der König.

„Diese Komödie hätten Sie uns ersparen können, Madame!" sprach er streng.

„Ich muß wohl selbst das Bittgesuch vortragen," sagte Elisabeth mit verlegenem Erröthen. „Der Sohn des Müllers Burger wurde zum Militär gepreßt. Er ist des alten Müllers einziges Kind und zur Führung des Geschäftes dem Vater durchaus nothwendig. Indem ich nun mein Bitten mit dem Anna's vereinige, glaube ich, sowohl von der Gerechtigkeit, wie von der hohen Einsicht Eurer Majestät, die Freilassung jenes Burschen zu erlangen."

Friedrichs Angesicht legte sich in noch ernstere Falten.

„In welche Dinge mischen Sie sich, Madame?" fragte er beinahe im Tone der Drohung, — und rasch auf Elisabeth zugehend, sagte er befehlend: „Ihren Arm, wenn ich bitten darf."



„Ihren Arm, wenn ich bitten darf."

Anna sah, wie der König etwas heftig den Arm der Königin ergriff, wie Elisabeth erblaßte und rasch aus dem Saale geführt wurde. Sie hörte noch einige starke Laute aus dem anstoßenden Zimmer, dann umgab sie Todesstille. — Anna war Zeuge eines jener zahlreichen Auftritte gewesen, welche die unglückliche Ehe Elisabeths von Braunschweig und Friedrichs II. kennzeichneten.

Burgers Fürbitterin verharrte noch eine Weile in derselben Stellung. Sodann erhob sie sich und suchte ihre Gedanken zu ordnen. Der Auftritt zwischen König und Königin trat klarer vor ihre Seele. Sie blickte zu dem Gemälde der Fürstin empor, die milde lächelnd niedersah, und es schnitt ihr durch das Herz, dieser gütigen Frau ein hartes Begegnen des Königs verursacht zu haben.

Das leise Zuklappen einer Thüre richtete Anna's Aufmerksamkeit nach jener Seite hin. Boyer kam herein. Sie erkannte den stattlichen Mann sogleich, der vor einigen Tagen im väterlichen Hause so viele Aufmerksamkeit für sie hatte.

„Sie hier? Um Gottes willen, Fräulein Anna, wie kommen Sie da herein?" that der Marquis verwundert. „Und so ganz allein? Verlangen Sie etwa Audienz beim Könige? Sprechen Sie doch, womit kann ich Ihnen dienen?"

Sie bewegte verneinend und traurig das Haupt.

„Ich danke dem Herrn! Nehmen Sie jedoch einigen Antheil, so bitte ich, mir den Weg aus dem Schlosse zu zeigen.“

„Einigen Antheil? Sie haben ganz über mich zu verfügen! Machen Sie mich glücklich, Fräulein Anna, — befehlen Sie über mich.“

Er trat dicht an sie heran; sie wich einige Schritte zurück.

„Wenn es dem Herrn nichts verschlägt, so bitte ich den Herrn nur, mich aus dem Schlosse zu weisen.“

Der ruhige Ernst des Mädchens mahnte zur Vorsicht. Der Marquis erkannte, daß jede Aeußerung und Haltung zu vermeiden sei, die seine Leidenschaft verriethen. Boyer wurde kalt und förmlich.

„Mit Vergnügen willfahre ich Ihrem Wunsche. Wollen Sie aber nicht einige Augenblicke rasten? Sie scheinen aufgeregt.“

„Ach nein! Ich fühle mich beengt hier. In der freien Luft wird es wieder gut.“

„Lassen Sie mich nur meinen Hut holen. Gleich bin ich da.“

Er ging und kehrte schneller zurück, als sie vermuthete.

„Wenn es Ihnen gefällig ist!“ sagte er freundlich ernst

Sie gelangten schweigend aus dem Schlosse in den Park. Hier blieb der Marquis stehen.

„Die Pfade des Parkes sind verschlungen," sagte er. „Sie könnten leicht irre gehen. Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie bis zur Landstraße begleiten."

Sie hätte das angebotene Geleite gern ausgeschlagen, und auf die Gefahr hin, abermals sich zu verirren, den Weg allein aus dem Walde gesucht. Allein der Fremde war so gütig und sein Benehmen so taktvoll. Durch die Verweigerung des Geleites fürchtete sie, ihn zu kränken und sich einer Unhöflichkeit schuldig zu machen. Sie zögerte und sah verlegen nieder. Boyer benützte schnell diesen Augenblick.

„Ich darf Ihnen wohl gestehen," sagte er verbindlich, „daß in Folge dieses eigenthümlichen Zusammentreffens mit Ihnen meine Neugierde sehr gespannt ist. Ich habe zwar durchaus keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen, — allein ich könnte Ihnen vielleicht in der Angelegenheit dienen, welche Sie nach dem Schlosse führte. Der König ist mir in Gnaden gewogen, und da Ihre Angelegenheit ohne Zweifel gut und lobenswerth ist, so würde es mir Vergnügen machen, Ihnen dienstbar zu sein."

Sie nickte und ergriff mit Freude diese neue Hilfe zur Befreiung Heinrichs.

„Meine Angelegenheit betrifft kein Geheimniß, — ich will Ihnen Alles mittheilen."

An Boyers Seite durch den Park gehend, erzählte sie die gewaltsame Rekrutirung Burgers, den Zweck ihres Erscheinens auf dem Schlosse, sowie dessen Verlauf und Ausgang.

„Das ist ja eine traurige Geschichte," sprach der Marquis theilnahmsvoll. „Ich beklage den armen Jungen und werde meinen ganzen Einfluß zu dessen Befreiung aufbieten."

„Ich wäre dem Herrn ewig dankbar!"

„Aber warten Sie, mein Fräulein!" sagte er, sich besinnend. „Heinrich Burger, — Heinrich Burger, — es ist richtig! Hat sich der Bursche nicht an dem Oberst Gauchier vergriffen? Ich glaube wenigstens, so etwas gehört zu haben."

„Es ist wahr," antwortete sie verlegen, „Heinrich trug den Herrn aus dem Garten auf die Straße. Es war dies unhöflich von Heinrich, aber ein Leid hat er ihm nicht zugefügt."

„Ja, sehen Sie, Fräulein Anna, Burger hat dann selbst zur Strafe für sein Benehmen diese Gewaltthat veranlaßt."

„Sie haben Recht! Ich habe mir schon darüber den Kopf zerbrochen, weßhalb gerade er gepreßt wurde, und weßhalb er nicht gegen ein hohes Lösegeld freigegeben wird. Ich wundere mich jetzt, daß mir nicht selbst dieser nahe liegende Grund einfiel."

Der Marquis vernahm mit der größten Befriedigung Anna's irregeleitetes Urtheil.

„Unter diesen Umständen wird es schwer halten, etwas zu erlangen," sagte er. „Indessen will ich es versuchen."

Sie standen auf der Straße. Boyer verabschiedete sich.

„Darf ich morgen bei dem Herrn anfragen?" sagte sie schüchtern.

„O nein, es versteht sich, daß ich selbst Ihnen Nachricht bringe. — Leben Sie wohl!"

Er zog den Hut und verschwand in dem Parke.

Anna setzte ihren Weg fort. Sie dachte im Augenblicke mehr an den vornehmen Herrn, als an Heinrich Burger. Sie fand, daß sie recht linkisch sich benommen und nicht einmal dem Herrn für seine Güte gedankt hatte.

„Er ging aber auch gar zu schnell fort, — ich konnte mich nicht fassen." Und rascher gehend fügte sie bei: „Er kommt ja morgen, — und dann will ich es nachholen."

Wie ein König die Wahrheit hört.

Friedrichs feindselige Absichten gegen Oesterreich riefen einen allgemeinen Sturm hervor. In den Familien, in der Presse, in dem Heere, sogar in der Kirche wurde die unerhörte That verdammt. Das deutsche Nationalbewußtsein schlummerte zwar tief in jener Zeit. Allein der Bund mit Frankreich, zum Untergange eines altehrwürdigen, um das Vaterland hochverdienten Staates, schrie so laut und gellend durch ganz Preußen, daß die Deutschen aus ihrem Nationalschlummer aufgerüttelt wurden.

Friedrich rang mit dem Sturme. Die freie Presse starb eines jähen Todes.

„Die Presse mißbraucht ihre Freiheit," sagte der König in seinem Todesurtheile.

Weit bedrohlicher erschien dem Fürsten das Murren in dem Heere. Alle Kunstgriffe schlauer Berechnung bot er auf, jenen Geist zu beschwören. Täglich ver=

sammelte er im Schlosse zu Berlin abwechselnd die Offiziere aller Grade um seinen Tisch. Er sprach von Preußens Ansprüchen auf Schlesien, — aber man wußte, daß diese Ansprüche auf Erfindung beruhten. Er schmeichelte der Eitelkeit der Soldateska, er reizte ihren Ehrgeiz und malte den Schlachtenruhm in glänzenden Farben.

„Das ist ja eine wahrhaftige Höllenarbeit, diese Tölpel zu kuriren von ihrer Engherzigkeit und patriotischen Dummheit," sagte Friedrich, als er, nach aufgehobener Tafel, müde und abgespannt seinem Freunde Jordan gegenüber saß. „Man meint, die schöne Königin von Ungarn hätte es allen angethan, so zärtlich sind die Herren für Maria's Sicherheit besorgt."

„Der Widerspruch des Fürsten von Dessau wirkt sehr nachtheilig im Heere," versetzte der Philosoph Jordan, ein langer, hagerer Mann, ein unbedingter Anhänger der friedericianischen Eroberungspolitik, und ein warmer Verfechter derselben. „Wir dürfen uns nicht täuschen," — und er bat mit einem flehentlichen Blicke den Monarchen um Verzeihung für das, was er sagen wollte; — „Fürst Leopold ist der populärste und einflußreichste Mann in der ganzen Armee. Sein Wort ist Gemeinen und Offizieren ein Evangelium, — ja alle vier Evangelisten zusammen wiegen den Haudegen nicht auf. Die Soldaten sind vernarrt in den Alten. Die Offiziere blicken mit Hochachtung auf seine Narben und mit Bewunderung auf seinen Schlachtenruhm. Und diesen ganzen Einfluß benutzt Leopold zur Bekämpfung Ihrer Plane gegen Oesterreich."

„O ich weiß es," rief der König unmuthsvoll. „Der Alte predigt Unheil und Verderben über Preußen, wie Jonas über Ninive. — Aber die Berliner?"

„Murren täglich lauter! Der Presse ist zwar glücklich ein Riegel vorgeschoben, — desto rüstiger arbeiten die Zungen. „„Weßhalb verwickelt uns der König in diesen Krieg?"" heißt es. „„Leben wir nicht im tiefsten Frieden mit Oesterreich? Muß dieser Bruderkampf nicht Fluch und Verderben bringen über Preußen? Weßhalb sollen wir Geld und Blut hingeben, um eine schlechte Sache zu verfechten?"" — So räsonnirt das dumme Volk! Von der Großartigkeit Ihrer Plane hat es keinen Begriff, und für den Ruhm keinen Sinn."

„Laß die Neider und Ignoranten reden," erwiederte Friedrich. „Sie sollen niemals Einfluß auf meine Plane bekommen, sondern lediglich der Ruhm. Ich bin mehr als jemals ganz von ihm durchdrungen.*)"

Er sah einen Augenblick sinnend nieder, dann fügte er im Tone der größten Entschiedenheit bei: „Ja, — ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen. Wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein.**) — Hat Boyer nichts von sich hören lassen?"

„Seine Broschüre wird Ihnen morgen vorgelegt, und mit Ihrer Billigung sogleich unter die Presse kommen. Sie ist ausgezeichnet gearbeitet. Ihre Ansprüche auf Schlesien sind schlagend und in popu-

---

*) Friedrich an Jordan im Dezember 1740.

**) Ebendaselbst.

lärer Weise nachgewiesen, — ebenso Ihre Verpflichtung, den gedrückten schlesischen Protestanten Hilfe zu bringen. — Gelänge es nur, den religiösen Fanatismus zu wecken!"

„Ich hoffe es! Versäumen wir darum nicht, als gute Christen dem Volke uns darzustellen. Achard predigt um vier Uhr — wohnen wir der Andacht bei. Unsere Philosophie muß auch Kirchenluft vertragen können."

Zwanzig Minuten später hielt der königliche Wagen vor der Kirche. Der Kanzel gegenüber stand des Königs Ehrenstuhl. Die Kirche war mit Zuhörern angefüllt; denn es predigte Achard, ein gelehrter Mann und ausgezeichneter Kanzelredner.

Die Predigt hatte bei Friedrichs Erscheinen bereits begonnen, und dieser, eine feierlich ernste Miene annehmend, auf seinem Stuhle Platz genommen. Anfänglich belauschte er so ausnahmslos die Eindrücke, welche sein religiöser Eifer auf die Versammlung hervorbringen mochte, daß er dem Prediger nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Kam er ja im Grunde nicht zur Kirche, um das Wort Gottes zu hören, das er verachtete, sondern einzig in der Absicht, dem Volke als „gläubigen Christen" sich darzustellen. Sogleich aber sollte er für dieses heuchlerische Spiel empfindlich bestraft werden.

Wie schon bemerkt, hatte sich der heftige Widerspruch des beabsichtigten Raubkrieges gegen Oesterreich bis in die Kirchen erstreckt. Achard behandelte gleichfalls dieses Thema. In kräftigen und getreuen Zügen malte

er das Bild des Eroberers, welcher Elend und Jammer über Millionen bringt.*)

In der Kirche herrschte lautlose Stille. Die Blicke Aller wechselten zwischen Friedrich und dem Prediger. Alle fühlten, daß heute nur einem Einzigen die Wahrheit gesagt wurde, — dem Könige.

„Und weßhalb opfert der Eroberer Tausende auf dem Schlachtfelde?" rief Achard mit mächtiger Stimme. „Weßhalb bringt er Tod, Brand und Verwüstung über friedliche Länder? — Blos um seines Ruhmes willen! Ja, der eitle, hohle Ruhm ist die Triebfeder des Eroberers!"

Der König dachte unwillkürlich an seine Aeußerung gegen Jordan: „Ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen!" — Diese Erinnerung und das Bewußtsein, des Predigers Verdammungsurtheil auf sich anwenden zu müssen, gewannen sein Interesse für den Vortrag.

„Dem Ruhme schlachtet der Eroberer seine Unterthanen," fuhr der Redner fort. „Um des Ruhmes willen reißt er den einzigen Sohn aus den Armen der hilflosen Wittwe, — treibt er den Vater aus dem Kreise der verlassenen, klagenden Familie, — und dieses tägliche Brod der Armen opfert er schonungslos seinem schnöden Götzen, dem Ruhme."

Der König kam in Verlegenheit; denn die Beziehung der Predigt auf ihn war zu schlagend und klar.

*) Oeuv. XVI. p. XVIII.

Er bemerkte zugleich in den Zügen der Zuhörer den beistimmenden Nachhall aller Worte des Predigers, und in ihren Blicken, wenn sie auf ihn fielen, helle Schadenfreude.

Achard wurde immer schärfer.

„Soll ich Euch einen solchen Eroberer zeigen?“ rief er. Und als dieser Frage eine ungewöhnlich lange Pause folgte, blickten Alle auf den Monarchen, der sich in die Lippen biß.

„Alexander, König von Macedonien, war ein solcher Mensch! Elend und Jammer brachte er über viele Länder. Auf den Trümmern zerstörter Städte, auf dem zerstampften Erdreiche gesegneter Fluren, über den Leichen vieler Tausenden, errichtete er das Denkmal seines Ruhmes. Hört, was die Scythen diesem Eroberer Alexander sagen ließen. — „„Du, der du dich rühmst, die Räuber auszurotten, bist selber der größte Räuber auf Erden; denn du beraubst und plünderst alle Nationen, welche du unterjochst. Wenn du ein Gott bist, so mußt du auf das Wohl der Sterblichen sinnen, und nicht ihnen rauben, was sie haben. Wenn du ein Mensch bist, so denke immer an das, was du bist.““ — Was die Scythen dem Alexander sagten, gilt für jeden Eroberer. Und wenn das Heidenthum den Eroberer verdammte, wie tief muß das Christenthum den Eroberer verdammen? Mörder werden hingerichtet, weil sie einen Menschen getödtet, — was verdient Derjenige, welcher zur Befriedigung seiner Hoffart und Ruhmsucht Tausende mordet?“

Friedrich saß wie vernichtet. Er wagte nicht mehr, das Haupt zu erheben. Sein Gewissen sagte ihm, daß Achards Strafrede auf ihn die vollste Anwendung finde. An eine Umkehr von der Bahn des Verbrechens dachte er jedoch keinen Augenblick. Voltaire's Schüler, von Gott und allen christlichen Prinzipien abgefallen, fand weder die Kraft in sich, noch den Muth, den Trugbildern des Ruhmes zu entsagen.

Tiefe Beschämung und heftiger Groll waren die vorherrschenden Eindrücke der Predigt.

„Wohinein mischt sich Achard?" sprach er beim Weggehen zu Jordan. „Steht es ihm zu, von diesen Dingen zu reden?"*)

Bei der Rückkehr in das Schloß erwartete ihn ein Cabinetsrath, — dem Könige sehr ungelegen. Ohne die mindeste Kenntniß von der Gegenwart des harrenden Rathes zu nehmen, schritt Friedrich an ihm vorüber in sein Arbeitszimmer. Der Cabinetsrath folgte ihm.

„Was gibt's?" herrschte er dem Beamten zu.

„Zwei dringende Unterschriften, Majestät!"

„Wozu?"

„Zur Bestätigung von zwei Todesurtheilen."

„Dorthin, — und dann," — bei dem ersten Worte machte der König eine Handbewegung nach dem Tische, bei dem zweiten nach der Thüre.

---

*) O. Klopp: König Friedrich II. S. 112.

Der verblüffte Rath legte einige Papiere auf den Tisch, und verließ das Cabinet.

Der König lief, wie er dies bei starken Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, im Gemache hin und her, focht mit den Händen und verwünschte die Frechheit des Predigers Achard.

„Den tollkühnen Pfaffen festnehmen lassen? — Nein, — hiedurch würde die Sache nur verschlimmert. Das Volk würde den Atheisten verdammen, — durch Achards Bestrafung würde ich bekennen, daß sein Eroberer, den er dem Hasse des dummen Volkes preisgab, mich ärgerte. Ich würde die Anwendung der Predigt auf mich dokumentiren. — Wozu auch im Grunde der Aerger? Die Religion hat die Freiheit des Wortes, und sie bedarf dieser Freiheit, als Zuchtmeisterin für das Volk. Aber ein König muß sich von der Religion dispensiren. Die Philosophie muß ihn lehren, alle Ausfälle des Wortes Gottes mit Gleichmuth zu ertragen. Die Philosophie muß einen Panzer um den Geist legen, der undurchdringlich ist für alle Geißelstreiche polternder Prediger. — Abgethan!“

Er setzte sich an der Tisch und las in den Papieren.

„Der Bursche hat seiner Geliebten die Gurgel durchgeschnitten, — durchaus nicht manierlich! Aber die Geliebte hat ihn zur Eifersucht gereizt, durch den Umgang mit einem Anderen, — und das ist treulos!“

Der König griff zur Feder und schrieb an den Rand: „Zwanzig Jahre Schubkarren in Spandau.“

Er las weiter in den Papieren.

„Ein Vatermörder? Pfui! Solche Bestien sind gefährlich der Gesellschaft, man muß sie ausscheiden."

Er bestätigte das Todesurtheil mit der Bemerkung: „Der Vatermörder soll sechs Stunden am Pranger stehen und dann gehängt werden."

Kaum war die Namensunterschrift rasch hingeworfen, als sich eine niederdrückende Gewalt auf sein ganzes Wesen legte. Wie gebrochen sank er in dem Stuhle zurück, und starrte auf das Todesurtheil.

„Schwäche, — nichts als Schwäche!" sprach er nach langer Pause. „Wie schwer hält es doch, sich loszuschälen von Sitten und Anschauungsweisen der Umgebung! Die Menschenfresser schlachten ihre Opfer und verzehren sie ohne alle Gewissensbisse, — die Sitte rechtfertigt das Menschenverspeisen. Heidnische Mütter legen ihre leiblichen Kinder in die glühenden Arme des Götzenbildes, — aus purer Frömmigkeit. Unsere tapferen Vorfahren tödteten auf dem Altare ihres Kriegsgottes die Gefangenen — aus religiösem Sinne. Und mein Bischen Philosophie wankt, weil ein Mensch in jenem Gebäude, welches man das Haus Gottes nennt, den Eroberer als den größten Verbrecher verdammt! So abhängig ist der Mensch von der Luft, die er athmet. — „„Mörder werden hingerichtet, was verdient der Eroberer, welcher aus Ruhmsucht Tausende hinschlachtet?"" — Nun, — nach christlicher Anschauungsweise „die Hölle!" Ich emancipire mich von dieser Anschauungsweise! Meine Moral ist die Freiheit!"

Ein Kammerdiener unterbrach Friedrichs Betrachtungen.

„Die Offiziere sind versammelt!"

Der König fuhr vom Sitze empor.

„Ah, — ganz vergessen!"

Zehn Minuten später betrat er in glänzender Uniform den hellerleuchteten Saal, worin alle in Berlin anwesenden Offiziere versammelt waren. Er hatte sie berufen, um noch einmal jenen Eindrücken zu begegnen, welche vorzüglich Dessau's Vorstellungen im Heere hervorbrachten.

Mit keiner Silbe rechtfertigte Friedrich den bevorstehenden Feldzug. Er mochte bedenken, daß Lockungen kriegerischen Ruhmes und reicher Belohnungen weit mehr Anklang finden, als die erfundenen Anrechte auf Schlesien, an welche doch Niemand ernstlich glaubte. Der König sprach nur von Ruhm und Auszeichnung.

„Ich unternehme einen Krieg," sagte er, „in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Erinnern Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fehrbellin, und auf dem Zuge nach Preußen errangen. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand. Auszeichnungen sollen allen Denen zu Theil werden, welche durch tapfere Thaten sich Verdienste erwerben. — Wir werden uns mit Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen des Ruhmes Höhe erreichten. Zwar der Prinz ist nicht mehr, aber immerhin wird es ehrenvoll für uns sein, tapfere Soldaten zu besiegen.

Leben Sie wohl, — ziehen Sie aus, ich werde Ihnen auf den Schauplatz des Ruhmes unverweilt folgen.*)"

Zwei Tage später, am 12. Dezember 1740, war im Schlosse Hofball. In der heitersten Stimmung wohnte Friedrich demselben bei. Sein Benehmen verrieth nicht im Mindesten, daß er im Begriffe stand, die Brandfackel des Bruderkrieges zu schwingen und die friedliche Provinz seines Nachbars zu überfallen.

Am nächsten Morgen in der Frühe reiste er, über Frankfurt an der Oder, nach Crossen zum Heere.

*) Gfrörer, Gesch. des XVIII. Jahrh. B. III. S. 20 ff.

Die Verräther.

Am 17. Dezember 1740 brach Friedrichs Heer in Schlesien ein. Der König erließ ein Manifest, worin er den erstaunten Schlesiern sagte, er komme als Freund ihrer Königin, — er sei da, die Provinz gegen feindliche Ueberfälle zu beschützen. Glück und Wohlergehen der lieben Schlesier liege ihm sehr am Herzen, sie möchten ihm vertrauen und seine guten Absichten dankbar anerkennen. Jeder Bürger habe seines Schutzes sich zu erfreuen, und die strengste Mannszucht werde alle Störung der Ruhe und des friedlichen Verkehres verhindern.

Die Schlesier bewunderten den hochherzigen Freund ihrer Königin.

Was that Maria Theresia?

Als sich die Preußen an der Grenze sammelten, schickte der österreichische Feldmarschallieutenant Brown

einen Kurier nach Wien. Er schilderte die Gefahr des Ueberfalles und bat um Verstärkung; denn in Schlesien lagen nur 7000 Mann Oesterreicher. — Das Oberamt in Breslau, die höchste Regierungsbehörde, sandte gleichfalls nach Wien einen Eilboten, Friedrichs bevorstehenden Einbruch zu melden.

Maria Theresia gab dem Oberamte einen Verweis.

„Das Oberamt läßt sich von seiner unbegründeten Furcht so hinreißen," sagte sie, „daß es den König von Preußen für den größten Schurken auf Erden hält. Wir leben vielmehr mit Friedrich in der besten Freundschaft und halten es geradezu für unmöglich, daß er wie ein Räuber herfällt über Schlesien. Man kennt ja das preußische Soldatenspiel! Sein Vater hat es ebenso getrieben, und der Sohn setzt das Spiel in größerem Maßstabe fort."

Die edelgesinnte Maria Theresia hatte weder eine Ahnung von Friedrichs politischer und sittlicher Ruchlosigkeit, noch von den Wettern, die von Preußen und Frankreich gegen Oesterreich heranzogen.

Als nun das Unmögliche dennoch geschah, die preußische Armee in Schlesien einfiel, fand sie keinen Feind. Die ganze Provinz stand wehrlos offen. Friedrich rückte immer weiter vor, nach dem Herzen des Landes, nach Breslau. Und bei jedem Schritte, den er vorwärts that, steigerte sich sein herablassendes freundliches Benehmen.

Einige Kreisbeamte übergaben ihm schriftliche Verwahrungen gegen sein Einrücken. Friedrich empfing die

Beamten überaus liebevoll. Er lud sie zur Tafel, — er sprach von seiner Theilnahme für das Glück Schlesiens, — er ließ sich sogar zu Schmeicheleien herab und wußte Jedem Angenehmes zu sagen. Auch die Landesältesten zog er zur Tafel, sogar die Jesuiten. Er unterhielt sich mit den Bürgern, sprach mit den Bauern, — es gab keinen liebenswürdigeren Fürsten, als Friedrich von Preußen. Voltaire's Schüler verstand es vortrefflich, den Despoten hinter dem Demagogen zu verstecken. Da seine Soldaten Alles blank und gut bezahlten, wurden die Gemüther allmälig ruhig, die Meisten gewonnen für den leutseligen Eroberer.

Mittlerweile kam von Wien der Befehl an Brown, sich der bedrohten Landeshauptstadt zu versichern. Breslau genoß nämlich bedeutender Freiheiten, wozu auch jene gehörte, daß kaiserliche Truppen dieselbe nicht besetzen durften. Allerdings eine eigenthümliche Erscheinung. Aber das milde Haus Habsburg achtete und wahrte überkommene Rechte und Freiheiten; — und jetzt, im Angesichte des Feindes, stellte Feldmarschall-Lieutenant Brown an Breslau's Magistrat die Bitte, zum Schutze gegen die anrückenden Preußen die Veste besetzen zu dürfen. Hierüber entstand ein großer Sturm in Breslau. Schon Friedrich Wilhelm hatte Absichten auf Schlesien und mit den Protestanten dieses Landes Verbindungen eingegangen. Sein Sohn trug das religiöse Interesse für die Evangelischen noch lebhafter zur Schau. Der vermeinte Beschützer und Beförderer des Protestantismus hatte zu Breslau viele Freunde gewonnen. Diese

widersetzten sich mit aller Macht dem Ansinnen Browns. Es gab stürmische Volksversammlungen. Ferners Vetter, Schuhmachermeister Döblin, stand an der Spitze von sechshundert Handwerksmeistern. Hinter diesen standen einige Tausend Gesellen. Die Meisten wußten nicht, um was es sich im Grunde handle; sie folgten unbedingt der Stimme ihres Leithammels Döblin.

Am 14. Dezember 1740 versammelte sich der Magistrat im großen Fürstensaale. Die Ausschüsse einzelner Körperschaften waren zur Sitzung berufen; die sechshundert Meister kamen unberufen. — Das Gebäude umwogten dichte Volksmassen, — ein Schreckmittel für den Magistrat, welcher gewissenhaft an der gesetzlichen Regierung hielt.

Der Oberamtsdirektor, Graf Schaffgotsch, ein stattlicher Herr mit greisen Haaren, lebhaften Augen und einem geistreichen Gesichte, trug der Versammlung das Ansinnen des Feldmarschallieutenants vor.

„Der König von Preußen,“ sprach er, „ist wider alles Recht, ohne alle Veranlassung, wie ein Räuber in unser Land eingefallen und steht im Begriffe, die Festung Glogau zu erstürmen. Bald wird er vor Breslau erscheinen. Die Bürger dieser Stadt sind nicht im Stande, der preußischen Armee Widerstand zu leisten. Darum ersuche ich, im Namen Ihrer Majestät, unserer Königin Maria Theresia, den Magistrat und die Bürgerschaft dieser Stadt, österreichische Truppen einzulassen, damit eine widerstandsfähige Vertheidigung ermöglicht werde.“

Der Magistrat nickte beifällig. Unter den Handwerkern dagegen entstand eine lebhafte Bewegung.

„Das geht wider unsere Freiheiten!" rief eine rauhe Stimme aus dem Gedränge.

Diesem Rufe folgte murrendes Getöse und dann ein Sturm des Beifalles. Der Graf ließ das Murren verhallen.

„Seit Jahrhunderten," sprach er jetzt, „achtete die österreichische Regierung Schlesiens und Breslau's Freiheiten. Maria Theresia will diese Freiheiten kein Haar breit verkürzen. Diese Schrift," und er hob einen umfassenden Revers vom Tische empor, „enthält die Versicherung, daß die gegenwärtige Aufnahme von Truppen dem Besatzungsrechte und den übrigen Freiheiten Breslau's keinen Eintrag thuen werde. Es ist dies nur eine augenblickliche Maßregel der Nothwendigkeit, ohne alle Folgerungen für die Zukunft."

Abermals entstand Murren und Getöse unter den Handwerkern.

„Wir halten fest an unsern Freiheiten, — wir mögen keine böhmischen Soldaten, — wir können unsere Stadt selber vertheidigen," — riefen die Freunde des preußischen Königs.

Ueber des Grafen Angesicht flog eine dunkle Röthe. Er ahnte den Verrath.

„Das sind leere Ausreden!" rief er mit Entschiedenheit. „Ihr seid nicht vorgesehen, eine starke Armee

abzuhalten. Ohne militärische Besetzung wird die Veste dem Preußenkönige in die Hände fallen. Eurem Eide und Eurer Treue gegen Eure Königin seid Ihr es schuldig, die Besatzung aufzunehmen."

Jetzt erhob sich der erste Bürgermeister, ein alter Mann, allgemein geachtet wegen seiner unermüdlichen Sorge für das Wohl der Stadt. Er winkte mit der Hand; es entstand tiefe Stille.

„Liebe Mitbürger!" begann er mit greisenhaft zitternder Stimme: „Ich zähle jetzt sechsundachtzig Jahre, — ich habe Manches erlebt und viel erfahren. Wie sehr mir die Rechte und Freiheiten Breslau's am Herzen liegen, das habe ich seit meiner vierzigjährigen Amtsverwaltung bewiesen. Und auch jetzt will ich euch offen und frei sagen, was ich von der gegenwärtigen Lage halte. — Das Kaiserhaus hat niemals unsere Gerechtsame beschränkt oder angegriffen, — es hat dieselben jederzeit geachtet. Dafür habt ihr wieder einen Beweis in dem gegenwärtigen Falle. Denn Feldmarschall Brown hätte plötzlich, wider unseren Willen, die Stadt besetzen können. Er that es nicht, weil dieses gegen unsere Freiheit verstößt und weil die Regierung unsere Freiheiten achtet. Breslau war glücklich unter der gerechten und sanften Regierung des Hauses Habsburg. Unser Handel kam immer mehr empor, unsere Gewerke blühen, unser Wohlstand läßt gar nichts zu wünschen übrig. Für alle billigen Forderungen fanden wir zu Wien immer geneigtes Gehör. Unsere Abgaben sind sehr gering, und ganz Schlesien ist zufrieden und glücklich unter Oester-

reichs Herrschaft. Was wir haben, wissen wir, — was wir bekommen würden durch einen fremden Herrn, das wissen wir nicht. — Ihr kennt das preußische Regiment! Unter dem vorigen Könige schon konnten die Preußen kaum die Steuern aufbringen für das Militär. Der jetzige König soll es noch ärger treiben. Wir in Schlesien wissen nichts von einer solchen Militärlast. Darum ist es die Ansicht eines alten, erfahrenen Mannes, daß ihr euren Vortheil wohl erwägt! Der Preußenkönig ist wie ein Räuber in unser Land gefallen, — hütet euch vor ihm, er bringt euch nichts Gutes. Die Rechte unserer Königin in Schlesien hat er nicht geachtet, — er wird auch Breslau's Rechte nicht achten. — Steht Alle zusammen, wie ein Mann! Vertheidigt eure Freiheit gegen den Preußen, und nehmt dankbar die Hilfe an, welche uns Maria Theresia bietet."

Diese Rede machte tiefen Eindruck, — weniger um ihres Gehaltes, als um des hohen Ansehens des greisen Redners willen. Die lautesten Schreier verstummten, und eben wollte Graf Schaffgotsch abermals sprechen, als eine Bewegung unter den Handwerksmeistern entstand. Ein Mann machte große Anstrengungen, sich aus dem Hintergrunde des Saales hervorzudrängen.

„Macht Platz, — Platz für Döblin!" hieß es.

Endlich stand Friedrichs Verbündeter, Schuhmachermeister Döblin, vor dem langen Tische, an welchem der Magistrat saß.

„Was der Herr Bürgermeister gesagt hat, ist Alles recht," begann Döblin mit seltener Kühnheit und Mund-

fertigkeit. „Haben die Kaiser unsere Freiheiten geachtet, so haben sie nur ihre Schuldigkeit gethan. Auch wir wollen unsere Schuldigkeit thun, wir wollen unsere Stadt gegen die Preußen vertheidigen. Dazu brauchen wir keine böhmischen Soldaten."

Schaffgotsch wollte ihn unterbrechen. Der Schuster ließ dieß nicht zu.

„Jetzt bin ich am Reden, Herr Graf! Lassen Sie mich zu Ende kommen. Und wenn ich fertig bin, dann mögen Sie reden."

„So ist's recht, — wohl gesprochen!" riefen einige Stimmen aus dem Hintergrunde.

„Nehmen wir eine österreichische Besatzung auf," fuhr Döblin fort, „dann setzen wir uns der größten Gefahr aus. Warum ist Danzig im letzten nordischen Kriege verheert und zu Grunde gerichtet worden? Weil es dem polnischen Könige Stanislaus die Thore öffnete. — Warum ist Thorn verbrannt worden? Weil es sächsische Truppen aufgenommen hat. Danzig und Thorn wären nicht in dieses Elend gekommen, hätten die Bürger selbst, ohne fremde Hilfe, ihre Sache verfochten. Auch wir werden unsere Stadt zu Grunde richten, wenn wir die Böhmen aufnehmen. Der König von Preußen ist ein mächtiger Herr, — er steht gegenwärtig an der Spitze von 40,000 Mann. Werden uns die Böhmen gegen ihn vertheidigen können? Nein! Aber die Böhmen werden des Königs Zorn reizen, und dieser Zorn wird nicht die Böhmen, sondern unsere Stadt treffen.

Breslau wird verbrannt und verheert, wie Danzig und Thorn. — Vertheidigen wir aber selbst unsere Stadt, dann haben wir unser Schicksal stets in unserer Hand. Wir können unterhandeln, — wir können nachgeben, — wie es unser Vortheil will. — Ihr Bürger," wandte sich hier Döblin nach dem Hintergrunde, „ist dies eure Meinung?"

„Ja, — jawohl, — ganz recht, — Döblin hoch!" stürmte es durch den Fürstensaal, und dieser Sturm setzte sich draußen fort, wo Tausende schrieen: „Döblin hoch, — es lebe Döblin!"

Friedrichs schlauer Parteigänger benützte rasch diesen günstigen Augenblick. Bevor noch das Geschrei verhallte, öffnete er die Thüre, welche auf den Altan führt. Er zeigte sich dem Volke. Die Masse empfing den Leithammel mit ungeheuerem Beifallsgeschrei. Der Schuster winkte. Die Menge verstummte.

„Mitbürger von Breslau," rief Döblin hinab, „wollt ihr die Böhmen?"

„Weg mit den Böhmen! Nieder mit den Böhmen, — es lebe die Freiheit!" brüllte die Masse.

Döblin trat in den Saal zurück.

„Der hochlöbliche Magistrat, und auch der Herr Oberamtsdirektor," sagte er mit einer hämischen Grimasse, „haben den Willen des Volkes gehört. Was aber das Volk will, das muß geschehen; denn das Volk ist Breslau. — Bürger," — rief er dann durch den Fürsten=

saal, „brechen wir auf, — wir haben weiter hier nichts zu schaffen, — das Volk hat gesprochen.“

Unter Lärmen und Tumult verließen die Handwerker den Saal.

Noch an demselben Tage wurden die Stadtthore geschlossen. Bürger bezogen die Wachposten. Diese Sperre galt nicht den Preußen, sondern den Oesterreichern. Der Magistrat mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Täglich gab es Aufläufe. In den Wirthshäusern, auf den öffentlichen Plätzen, in den Gassen, — überall bearbeiteten Friedrichs geheime Sendlinge das Volk. Die Religion wurde hereingezogen, fanatischer Haß unter der bisher friedlich lebenden Bevölkerung erregt.

„Wißt ihr,“ schrie Fitting, der Schneider, von dem Wirthshaustische herab, den er sich zur Rednerbühne erkoren, — „wißt ihr, welche Art Leute den edlen Friedrich nit wollen? Die Katholiken! Ja, — den Katholiken ist der gute König, der Beschützer aller Protestanten, ein Dorn im Auge. Sie wollen lieber die Böhmen, als die Preußen, welche unsere protestantischen Brüder sind. Der König hat geschworen, unsere heilige Religion gegen die erzkatholische Maria Theresia und gegen den römischen Papst zu beschirmen. Darum hassen ihn die Katholiken. Der König ist gekommen zu unserem Schutze, zu unserer Befreiung, — aber der Papst und die Katholiken wollen durch Böhmen und Croaten unseren frommen Helfer wieder aus dem Lande hinaustreiben.“

„Das ist nicht wahr!“ r ef hier eine kräftige Stimme.

Alle Köpfe, von geistigen Getränken glühend und erhitzt, wandten sich verwundert nach dem Sprecher.

„So, — was ist nit wahr?“ rief der Schneider vom Tische.

„Nicht wahr ist's,“ — entgegnete eine herkulische Gestalt mit breiten Schultern und harten Zimmermanns-fäusten, — „daß der Papst gegen Euch Böhmen und Croaten schickt. Nicht wahr ist's, daß der Preußenkönig in's Land gefallen, um Euch zu helfen, — gekommen ist er, Schlesien einzustecken, Euch die Säckel auszuleeren, kurz, — gekommen ist er, um zu stehlen. Und warum soll Euch der König helfen? Seid Ihr Protestanten nicht eben so frei, wie wir Katholiken? Donnerwetter, ich kann's nicht leiden, wenn so ein Schneider lügt und dummes Zeug schwätzt!“

„Was, — ich lügen? Du Querbalken! Ich dummes Zeug schwätzen? — Du Klotz!“ geiferte Fitting von seinem Tische. „Brüder, wollt ihr's dulden, daß so ein Kreuz-kopf mir Grobheiten an den Kopf wirft?“

„Werft ihn hinaus den Päpstler, — hinaus mit dem Jesuit!“ schrieen wilde Stimmen durcheinander.

Der Zimmermann richtete seine gewaltige Gestalt hoch auf hinter dem Tische, an dem er saß.

„Kommt mir Einer an den Leib,“ rief er drohend, „dann ist er alt genug! Das Hirn schlag' ich ihm ein, — nur her!“

Keiner wagte sich heran. Alle kannten die ungewöhnliche Stärke des Mannes, dessen Fäuste zum Schlage geballt waren.

„Und Dir, Schneiderbock,“ rief der furchtlose Zimmermann, „Dir will ich sagen, daß ich Dich zwischen meinen Fingern zerdrücke, wenn Du nicht aufhörst, zu hetzen und zu schreien. Glaubst Du, man weiß nicht, wer euch Hetzern die Zunge schmiert? Ja, — die harten Preußenthaler thun so einem ausgehungerten Schneider wohl! — In Ruhe will ich mein Bier trinken, — und wenn Du nicht gleich vom Tische heruntergehst, dann bringe ich Dich herunter!“

Da Meister Fitting gewahrte, daß Niemand gelüstete, um seinetwillen den Fäusten des Zimmermannes sich auszusetzen, so schnitt er ein hämisches Gesicht und stieg brummend herab.

In demselben Augenblicke flog ein Stein durch das Fenster herein, zerschmetterte einige Gläser, und tanzte auf dem Tische hin. Durch die Straße hallte Geschrei und Getöse anstürmender Volkshaufen. Alle drängten sich aus der Wirthsstube hinaus auf die Straße. Vor dem Hause langte eben eine Schaar Jünglinge an, deren gleichförmige Tracht sogleich die Zöglinge des Jesuitencollegiums verrieth. Die Studenten wurden verfolgt von einem Haufen Leute aus der untersten Schichte der Gesellschaft. Zuweilen hielten die Jünglinge Stand, drohend schwangen sie ihre Stöcke gegen die Verfolger, und verwiesen denselben in Aeußerungen des Unwillens diese Behandlung. Aber Steine und Prügel, welche

gegen sie heranflogen, zwangen sie zum Entweichen. So wurden sie von Straße zu Straße getrieben, unter Hohnlachen des fanatisirten Pöbels durch alle Straßen gehetzt bis an das Jesuitenkollegium, dessen Thor sich ihnen schützend öffnete.

Schimpfend, fluchend und brüllend umwogte die grimme Masse das Gebäude.

„Hinaus mit den Jesuiten! Fort mit den römischen Pfaffen!“

Jeden Augenblick schwoll die Menge an, jeden Augenblick wurde sie wüthender. Da flog ein Stein durch ein Fenster, — das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. In wenigen Minuten waren sämmtliche Fenster des großen Gebäudes eingeworfen und zertrümmert. Schon fielen Schläge gegen das Thor. Den wehrlosen Jesuiten drohte Mißhandlung und Tod. Da wirbelten Trommeln durch die Straße. Ein Offizier ritt heran und forderte den Pöbel auf, auseinander zu gehen. Pfeifen und Verwünschungen waren die Antwort.

„Fällt das Bajonett, — vorwärts!“ tönte das Commando.

Im Sturmschritte rückte die Abtheilung Stadt-Grenadire heran. Die Masse wich scheu und fluchend zurück. Die Soldaten stellten sich vor dem Gebäude auf. Das Schrecklichste war verhindert, aber auf Befehl des Magistrats wurde das Collegium geschlossen, und

am folgenden Tage mußten die Studenten die Stadt verlassen.*)

Aehnliche Auftritte gab es fast jeden Tag. Friedrich war es gelungen, den religiösen Fanatismus zur lichten Flamme anzublasen, — bei Breslau's vorwiegend protestantischer Bevölkerung ein großer Gewinn für den Eroberer.

---

*) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 33.

Der neue Judas Makkabäus.

Der König hatte die Festung Glogau eingeschlossen, alle bedeutenden Orte Niederschlesiens besetzt, und erschien am letzten Tage des Jahres 1740 zu Pilsnitz, eine halbe Stunde von Breslau.

In Breslau hatte die Aufregung den höchsten Grad erreicht. Das Oberamt war machtlos, der Magistrat eingeschüchtert, alle Gewalt lag in den Händen der Massen.

Friedrich schickte zwei Oberste in die Stadt. Ein lärmender, jubelnder Volkshaufe, der sich bei jedem Schritte vergrößerte, empfing Friedrichs Abgeordnete.

Die Offiziere traten mit einer Botschaft des Königs vor den versammelten Magistrat.

„Unser allergnädigster König und Herr," begann Oberst von Riedberg, „entbietet der Stadt Breslau seinen Gruß. Der König kommt nicht als Feind, sondern

als Freund. Bei seinem königlichen Worte verspricht er, die Stadt in allen Rechten und Freiheiten zu erhalten. Er wird keine Garnison in dieselbe legen, — nur die Vorstädte muß er besetzen. Er begehrt nichts, als Lebensmittel gegen baare Bezahlung, und bittet, Magazine anlegen zu dürfen. — Sodann wünscht er, von vierzig Gensdarmen begleitet, der Stadt persönlich einen Besuch zu machen.'

Der Magistrat schwankte unentschlossen. Er fühlte, daß Friedrichs Empfang, der wider alles Recht mit einem Heere in Schlesien eingebrochen war, sich mit den Pflichten nicht vertrug, welche der Magistrat seiner angestammten Königin schuldete.

Der Magistrat gab zweideutige Antworten.

Kaum wurde dies der harrenden Menge bekannt, als ein wilder Sturm losbrach. Döblin erschien an der Spitze eines lärmenden Haufens im Saale. Er verlangte im Namen des Volkes, die dargebotene Freundschaft des Königs anzunehmen. Der Magistrat mußte sich fügen.

Ein Neutralitätsvertrag wurde entworfen. Der König bewilligte Breslau, nebst allen dazu gehörenden Dörfern und Hintersassen, vollkommene Neutralität, ohne irgend eine Huldigung oder Abgabe zu fordern. Er versprach, Zufuhr und Handel der Stadt in keiner Weise zu hemmen, und niemals eine Besatzung nach Breslau zu werfen. — Ihrerseits versprach die Stadt, den König als Freund zu empfangen, jedoch nur von

dreißig Gensdarmen begleitet. Sie gestattete die Anlegung von Magazinen und die Besetzung der Vorstädte. Die Veste aber sollten königliche Soldaten nur ohne Obergewehr betreten dürfen.

Der Vertrag wurde von Friedrich und dem Magistrate unterzeichnet.

Während aber die Unterhandlungen noch schwebten, ließ Friedrich in aller Stille 400 Mann über die Oder gehen und den Dom besetzen.

Zu diesem Zwecke hatten die Preußen rasch eine Brücke über den Fluß geschlagen. Oberst de Gauchier und Marquis d'Argens, dessen Gesellschaft der König nicht entbehren konnte, weßhalb er den Philosophen aus Rheinsberg berief, hatten das interessante Schauspiel betrachtet, und kehrten jetzt nach Pilsnitz zurück.

„Was Sie mir da sagten von der schönen Anna, klingt in der That sehr abenteuerlich," begann Gauchier, nachdem sie eine Strecke schweigend neben einander geritten waren. „Zuerst verschwindet der Müllerburſche, — und jetzt verschwindet Anna, — kein Mensch weiß, wohin! Das ist ja allerliebst," — und er sah den Marquis lachend an.

„Ihr Verdacht ist unbegründet!" versetzte Boyer. „Zudem liegen keine Umstände vor, die mich zu einer gewaltsamen Entführung veranlassen konnten."

„Sie hatten Hoffnung?"

„Die beste! Ihrem Vater, — ein eingebildeter, eitler Geck, — schmeichelten die häufigen Besuche des vornehmen Herrn. Die Zuversicht, seine Tochter bald als Frau Marquise zu sehen, wirbelte sein Bischen Hirn so durcheinander, daß er den Unsinn seiner thörichten Zuversicht gar nicht mehr einsah. Anna selbst war meine Gegenwart nicht unangenehm. Ihre Gespräche drehten sich fortwährend um Heinrich Burger. — Wie der Bursche geliebt wird! Ich gäbe die schönsten Stunden meines Lebens darum, so geliebt zu werden! — Nur Anna's Mutter, eine stille, denkende Frau, beobachtete mich argwöhnisch. Ihren Umtrieben muß ich das plötzliche und räthselhafte Verschwinden Anna's zuschreiben."

„Möglich!" sagte Gauchier. „Mütter haben oft sehr feine Nasen in solchen Dingen. — Ich beklage Sie, Freund Boyer! Indessen trösten Sie sich. Die schöne Anna wird nach Vollendung dieses merkwürdigen Feldzuges, in dem man durch Schuster, Schneider und gute Worte Festungen erobert, zurückgekehrt sein. — Aber, was gibt es da?"

Und der Oberst deutete auf den Gasthof, worin der König wohnte. Sämmtliche Stabsoffiziere saßen vor demselben zu Pferde. Eben, als die Franzosen vor dem Hause anlangten, erschien Friedrich.

„Angeschlossen, meine Herren!" rief er in der besten Laune. „Die Stadt Breslau hat uns zu Gast geladen. Seien Sie Zeugen meines Glückes und meiner Ehren!"

Die glänzende Schaar, Friedrich an der Spitze, setzte sich in Bewegung.

Die Thürme der Stadt und viele Häuser waren beflaggt. Alle Glocken läuteten, und die Kanonen auf den Wällen begrüßten donnernd den König. Die Masse brüllte ihren Empfang; — aber die vornehmsten Klassen hatten sich zurückgezogen.

Der König that, als bemerke er die Kälte der Vornehmen nicht. Täglich lud er die Abgeordneten des Rathes, die Domherren, die Prälaten der Klöster, und alle Männer von Ansehen und Einfluß zur Tafel. Friedrich brachte Toaste auf das Wohl der Stadt, — er unterhielt sich mit Allen sehr liebevoll und herablassend. Er gab Bälle und tanzte mit vielen Damen. Die Liebenswürdigkeit des jugendlichen Fürsten gewann die kältesten Herzen.

Allein das Oberamt löste der König auf, und dessen Mitglieder mußten, bei Leibes- und Lebensstrafe, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen. Das geräumte Oberamtsgebäude bezog das preußische Feldcommissariat. Und da, wie der König vorgab, die Kriegskasse außerhalb nicht sicher war, so wurde sie in die Stadt verlegt. Mit der Kasse kamen einige hundert Mann, — natürlich nicht im Widerspruche mit dem eben abgeschlossenen Vertrage, wonach keine Besatzung in die Stadt gelegt werden durfte, sondern nur als Bewachung der Kriegskasse. Zugleich wurden die kaiserliche Bank, Kammer und Münze versiegelt. Die kaiserlichen Gelder wurden mit Beschlag belegt.

Der König wohnte im Palaste der Gräfin Schlegenburg. Boyer stand am Fenster des Palastes und betrachtete aufmerksam die preußische Schildwache vor dem gegenüberliegenden Gebäude. Die Schildwache hatte viele Aehnlichkeit mit Heinrich Burger. — Im Hintergrunde des Zimmers saß König Friedrich und las einen langen Brief. Beide beschäftigte der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ungetheilt; — den König der Brief, — den Marquis die Schildwache.

„Hören Sie, Boyer, was mir da Freund Jordan aus Berlin schreibt," rief plötzlich der König in heiterer Stimmung. — „„In Berlin, in Pommern, in Brandenburg, überall in allen Kirchen fleht man zum Himmel, die Waffen Ew. Majestät zu segnen, und gibt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes. Man preist Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat, und entrüstet sich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgiltigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man, ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Ew. Majestät unwidersprechlich sind*)."" — Was sagen Sie dazu?"

„Die Finte ist meisterhaft, und ihre Wirkung von großen Folgen."

„In der That, ein herrlicher Staatsstreich!" rief der König. „Meine Soldaten und die Religion werden

---

*) Klopp, Friedrich II. S. 119.

bald das Ihrige thun. Meine Schöpfung, die Nation prussienne, hat die besten Aussichten.*)"

„Und wenn der religiöse Fanatismus allein Ihr Werk baute, Sie aber der Schöpfer jenes Fanatismus wären, dann, Sire, wären Sie in der That allmächtig; denn Sie hätten das Nichts gezwungen, Etwas entstehen zu lassen."

„O Boyer, besten Dank für diese göttliche Eigenschaft! Merken Sie denn nicht, daß Sie mit den Rundköpfen von England, mit den Puritanern, mit dem Schneider von Leyden, mit Luther, mit Calvin, mit Zwingli, — kurz mit allen Schwärmern und wahnsinnigen Fanatikern mich auf gleiche Stufe stellen? Haben nicht auch diese Leute den Fanatismus gezwungen, Altes zu stürzen und Neues entstehen zu lassen? Aber, mein bester Philosoph," fuhr der König nachdrucksvoll weiter, „ich könnte da Ihrer Weisheit eine schwere Aufgabe stellen. Sie nennen den religiösen Fanatismus ein „„Nichts,"" — ein Wahngebilde! Erlauben Sie mir, daß ich ihn eine Verirrung von der Wahrheit nenne. Sie wissen, wie ich über Religion denke! Zwingt uns aber nicht die Philosophie, besser von der Religion zu denken, wenn wir sehen, daß sie eine unzerstörbare Macht ist? Woher stammt sie? Wer erfand die Religion? Wenn uns die Geschichte aller Zeiten überliefert, daß alle Nationen und alle Völker des alten und neuen Weltalters die Religion kannten? Seltsam, Boyer, daß

*) Klopp, Friedrich II. S. 119.

noch kein Zeitalter sich von Religion emancipirte, — daß Religion so alt ist, wie das Menschengeschlecht. Woher kommt dies? Kann Religion wirklich ein Wahn, ein Nichts sein? Oder ist Religion vielmehr die Offenbarung eines höheren Wesens, wodurch es alle vernünftigen Geschöpfe ebenso in Gesetze seines höchsten Willens bannt, wie die Planeten in die Gesetze ihres Kreislaufes?"

„Religion ist eine Urkrankheit!" entgegnete der Marquis gleichgiltig.

„Und was Sie da sagen, ist eine Phrase, mein lieber Philosoph," versetzte der König.

„Nun, ich meine, Sire, Voltaire hätte diese Frage über das Entstehen und Fortbestehen der Religion bündig gelöst."

„Keineswegs! Voltaire hat die Religion verspottet, er hat sie meisterhaft gegeißelt, — ihre Existenz aber nicht erklärt. Bedenken Sie nur, — die Religion tyrannisirt unsere Leidenschaften, — sie bändigt unseren freien Willen, — und siehe da, der Mensch unterwirft sich diesem Zwange aus freiem Willen! Ist das nicht seltsam, — ich möchte sagen, — geheimnißvoll?"

„Die Furcht vor der Hölle wirkt Wunder, Sire!"

„Gut, — aber woher diese Höllenfurcht? Woher die bloße Möglichkeit dieser Furcht? Sie werden doch nicht annehmen wollen, daß auf alle Völker aller Zeiten

bloße Märchen diese Gewalt ausüben konnten? Ich sage Ihnen, die Macht eines Märchens von dieser Erd' und Zeit umfassenden Allgemeinheit wäre das größte Wunder von der Welt."

Feldmarschall Schwerin wurde angemeldet.

„Schon wieder muß sich der Philosoph vor dem Soldaten zurückziehen," sagte Friedrich ärgerlich. „Wir setzen diesen Gegenstand fort, Boyer! — Noch Eins, mein Bester! Eben läuten die Glocken zur Verkündigung des „„lauteren Wortes"" zusammen. Ich höre Wunderdinge von dem Eifer der Prediger für den neuen „„Judas Makkabäus"". Die guten Leute könnten die Sache übertreiben. Gehen Sie zur Kirche, hören Sie meine Canonisation und referiren Sie mir."

Als Boyer aus dem Palaste trat, fiel sein Blick abermals auf die Schildwache. Er blieb stehen und betrachtete den Soldaten. Die Schildwache hatte das Gewehr beim Fuße stehen und das Auge auf den Marquis gerichtet. Das Angesicht des Burschen war bleich und kummervoll, sein Körper abgemagert. Boyer trat dicht zu ihm heran.

„Ist Er nicht aus Rheinsberg?"

Die Schildwache schwieg.

„Ich frage, ob Er nicht aus Rheinsberg ist?"

Die Schildwache stand unbeweglich, dem Frager steif in die Augen sehend.

„Ist er taub? Warum antwortet er nicht?“

Die Schildwache zuckte die Achseln.

„Er gleicht einem gewissen Heinrich Burger aus Rheinsberg, — möchte wissen, ob er jener Burger ist?“

Die Schildwache preßte die Lippen zusammen, und ihre Augen ruhten mit einem stechenden Ausdrucke auf dem Marquis.

„Er Dummkopf, warum thut Er sein Maul nicht auf? Ich hätte Ihm eine Sache von Wichtigkeit zu sagen.“

Keine Antwort.

„Fräulein Anna Ferner ist verschwunden, — kein Mensch weiß, wohin, — weiß Er es vielleicht?“

Ueber das bisher kalte Gesicht der Schildwache schoß eine flammende Gluth, rasch hob er das Gewehr empor, ließ den Marquis stehen, und schritt an der Fronte des Hauses hin.

„Sacre —, ein impertinenter Kerl!“ fluchte der Franzose und setzte seinen Weg zur Kirche fort.

Immer noch ärgerlich, betrat Boyer das Bethaus. Kaum hatte er jedoch den Prediger zwei Minuten angehört, als das größte Erstaunen und die heiterste Stimmung sich in seinem Gesichte malte.

Auf des Königs Befehl hatte das Consistorium in Berlin eine Schaar protestantischer Prediger nach Schlesien geschickt. Diese Männer, größtentheils jugendliche Can=

didaten, begannen mit lobenswerthem Feuereifer die anvertrauten Heerden zu bearbeiten. Sie zeigten den guten Schlesiern, daß unter Oesterreichs katholischer Herrschaft „das lautere Wort, das unverfälschte Evangelium" unterdrückt gewesen, und daß erst jetzt, nachdem der für Gott und seine heilige Sache eifernde König von Preußen in das Land gekommen, die evangelische Wahrheit sich hervorwagen dürfe.

Die Texte, über welche diese Sendboten zu predigen hatten, waren genau vorgeschrieben. Der beliebteste hieß: „„Das Land, welches wir erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehört sonst Niemand. Unsere Feinde haben es eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt, darum haben wir jetzt das Unsere wieder an uns gebracht und Niemand das Seine genommen."" I. Makkab. XV, 33 f.

Vorzüglich ergötzte den Marquis der Beruf, welchen der Prediger dem Könige von Preußen beilegte.

„Judas Makkabäus," rief der Prediger, „schlug die Feinde Gottes und befreite sein Volk aus der Knechtschaft heidnischer Könige; — Josua reinigte das Land Canaan von den Gräueln des Heidenthums und errichtete dem wahren Gott Altäre. Beides vollbringt der mächtige, gütige und fromme König von Preußen. Wie Josua nach Canaan, so kam er als Rüstzeug Gottes nach Schlesien. Kaum zur Regierung gelangt, ja kaum vom Krankenlager aufgestanden, umgürtet er das Schwert, und eilt herbei zu eurer Rettung. Sein frommer Sinn

trieb ihn, die fürstliche Bequemlichkeit zu vertauschen mit den Beschwerden eines Winterfeldzuges. Ein zweiter Judas Makkabäus ist der fromme König; denn auch er zerbrach die Fesseln, womit das papistische Haus Habsburg euch gebunden hatte. Ein zweiter Josua ist er; — denn auch er reinigt euer Land von den Gräueln des Papstthums, wie Josua das Land Canaan von heidnischen Gräueln gereinigt hat."

Diese Zeichnungen Friedrichs II. hatten für den Philosophen Boyer sehr viel humoristischen Gehalt. Andererseits entging ihm auch die Höhe des Spottes und Hohnes nicht, welche sein königlicher Freund mit der Religion treiben ließ.

Wie Judas Makkabäus die Verträge hält.

„Franz, — geh' mal her, sieh' mich an, betrachte mich! Ich muß ja ganz entsetzlich zusammengefallen sein," sagte Burger zu seinem Freunde, als er, von der Wache abgelöst, in die Kaserne zurückkehrte.

„Das Vollmondgesicht hast Du allerdings in Rheinsberg gelassen," sagte Franz. „Und das ist auch kein Wunder! Auf Deiner Mühle lebtest Du wie ein Vogel im Hanfsamen, und jetzt geht es zuweilen knapp her. — Aber wie kommst Du zu dieser Frage?"

„Höre! — Ich stehe auf der Wache, und denke an mein Unglück und an mein" — er stockte.

„Und an mein fernes Lieb, — natürlich," ergänzte Franz.

„Da kommt der Wälsche, der immer um den König ist, — stellte sich vor mich hin, sieht mich lange an und fragt: Ist Er nicht aus Rheinsberg?"

„Du hast ihm doch nicht geantwortet?"

„Werde mich hüten! Gleich fiel mir ein: — fünfundzwanzig Prügel Jedem, der auf dem Wachposten spricht! — Der Wälsche wiederholt seine Frage, — betrachtet mich, wie ein Stück Geld, von dem man nicht weiß, ob es ächt oder falsch ist. Ich muß mich doch ganz entsetzlich verändert haben, da er mich nicht mehr erkannte.“

„Bah, — das macht die Verkleidung, Heinrich, — der blaue Rock und der Hut.“

„Nein, — nein, ich falle ganz aus dem Fleische; der Kummer verzehrt mich, — und jetzt auch das noch, — auch das noch!“

„Was denn?“

„„Fräulein Anna Ferner ist verschwunden,““ sagte der Wälsche, „„kein Mensch weiß, wohin, — weiß Er es vielleicht?““ — Da glaubt' ich, ein Donnerkeil spalte mich von Oben bis Unten; — dann meinte ich, die Erde thue sich auf, und verschlinge mich und die ganze Welt! Sieh', Franz, der Gedanke an Anna richtete mich auf, — sie war mein Stern, meine Hoffnung in meinem Unglück. Und jetzt, — ach Gott!“

„Geh', Du bist nicht gescheidt, Heinrich! Aennchen wird den vornehmen Herrn aus den Augen gegangen sein, sie wird irgendwohin eine Reise gemacht haben, — das ist Alles!“

„Nein, — nein, dahinter steckt was ganz Anderes!“ sagte Burger in tiefster Niedergeschlagenheit. „Zuerst hat der Oberst mich pressen lassen, weil ich dem Schuft

im Wege gestanden, — und jetzt — O!" — er ballte die Faust und seine Augen funkelten.

„Und jetzt, — was denn? Jetzt hat er Aennchen gepreßt? Du bist wahrhaftig nicht recht bei Sinnen, Heinrich! Wo ist es denn jemals erhört worden, daß Mädchen zum Militär gepreßt wurden?"

„Zum Militär nicht, — aber," — er wurde leichenblaß, und kniff die Lippen zusammen.

„Was denn „„aber?"" Nur heraus, damit Du an dem Dinge nicht erstickst, das sicher wieder ein Hirngespinnst von Dir ist."

Burger schüttelte verzweifelt das Haupt.

„Kämen doch nur die Oesterreicher, sagte er, — würde mich doch nur die erste Kugel niederschmettern!"

„Um's Himmels willen, Heinrich, sei keine Memme! Daß Du in Treue Deiner Anna ergeben bist, — daß Du von Morgens früh bis Abends spät an sie denkst, — daß Du laut träumend des Nachts ihren Namen nennst, — dies Alles will ich noch gelten lassen. Du bist ein ehrlicher, guter Bursche, — nur etwas zu sehr verliebt! Würde es vielleicht auch so machen, hätt' ich ein so holdes, trautes Lieb. Wenn Dir aber jetzt das Herz in die Hosen fällt, und Du gerade so d'rein schaust, wie Einer, der gehängt werden soll, — so ist das, mein Seel, gar nicht mannhaft!"

„O, ich würde mich hundertmal hängen lassen, — wollte ja Aennchen in meinem Leben nicht wieder sehen!

Allein der Gedanke, daß sie spurlos verschwunden ist, — der Gedanke, daß sie gewaltsam entführt wurde, dieser Gedanke ist schrecklicher, als tausendmal sterben."

„Gewaltsam entführt wurde? Das ist's also? — Ich schwöre Dir, Heinrich, daß Du Grillen fängst! Wie sollte man ein Mädchen aus dem elterlichen Hause gewaltsam entführen können? Doch gar zu närrisch!"

„Du kennst diese Hofleute nicht. Zu Allem sind sie fähig, — für Alles wissen sie eine List."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und Döblin, der Schuster, trat stolz, mit hochaufgerichtetem Haupte, herein. Er musterte eine Weile die beiden Soldaten, und als diese ihn gleichfalls schweigend und verwundert betrachteten, sprach der Schuster mit ungemein lächerlichem Pathos: „Ich bin Döblin!"

Burgers Freund zeigte in der That große Lust, laut aufzulachen. Die kerzengerade Figur des kleinen Schusters, der thronende Stolz in seinem Bullenbeißergesichte, die zusammengekniffenen Lippen und die blinzelnden Augen, trugen ein so starkes Gepräge der Selbstüberschätzung und lächerlichen Uebertreibung, daß Franz unwillkürlich dem Besuche in das Gesicht lachte.

Döblins Augen ruhten beleidigt auf dem lachenden Soldaten, der sich jetzt erhob, und dem Schuster zwei Schritte näher trat.

„Er wäre demnach Döblin, — und ich bin Franz Hill, — Soldat beim vierzehnten Regiment! Gut, — was weiter?"

„Dann ist von mir zu Ihm gerade so weit, wie von einem General zu einem Gemeinen, — verstanden? Denn ich bin Döblin, Generalagent des Königs von Preußen."

Hill riß die Augen weit auf. Er betrachtete den Mann vom Kopf bis zu den Füßen, und wußte offenbar nicht, was er aus dem „General-Agenten" machen sollte. Da ihm übrigens der „General" in alle Glieder gefahren war, und ihm schließlich die Wichtigkeit der vor ihm stehenden Person einleuchtete, so nahm er eine steife, ehrfurchtsvolle Haltung an.

„So, — das ist Raison!" sagte der Schuster befriedigt. „Merke Er sich für alle Zukunft, wie man mir zu begegnen hat. Ehre, dem Ehre gebührt! Ohne meine Reputation könntet ihr Blauen noch lange vor Breslau sitzen und Schanzen bauen. — Da Er nun meiner Dignität die gehörige Satisfaktion qualifizirt hat, so hab' ich Ihn weiter zu fragen, ob Er nichts weiß von einem gewissen Heinrich Burger aus Rheinsberg?"

„Mit Respekt zu vermelden, Herr General —, dort, mein Kamerad ist der Mann."

Döblin richtete nun sein Auge auf Burger, der ziemlich theilnahmslos den Vorgang beobachtet hatte.

„Präsentirt Er sich als den genannten Heinrich Burger aus Rheinsberg?"

„Mit Ihrer Erlaubniß präsentiren wir nach Vorschrift nur vom Major aufwärts; — im Uebrigen bin ich Heinrich Burger."

„Gut, — dann setze Er seinen Hut auf und folge mir!“

Nach diesen Worten schritt Döblin in achtunggebietender Haltung nach der Thüre. Burger folgte ihm, nicht wenig erstaunt über den seltsamen Mann, und zugleich gespannt über die weitere Entwicklung dieser Scene.

Sie hatten die Kaserne verlassen und ein enges Gäßchen betreten. Döblin ging voraus, ohne ein einziges Wort an seinen Begleiter zu richten. Alle, die ihnen begegneten, grüßten freundlich, besonders Handwerksleute. Burger schloß hieraus, daß sein Führer in Breslau in hohem Ansehen stehen müsse. Wie staunte er aber, als sie jetzt in die Hauptstraße einlenkten, und der König, welcher eben in Begleitung einiger Offiziere durch die Straße ritt, seinem Führer freundlich zuwinkte und tief den Hut vor ihm zog! Noch stolzer richtete der Schuster sich auf, noch imponirender schwenkte er die Arme, auf ein Haus zusteuernd, über dessen Eingang ein großer Schild mit gemalten Stiefeln und Schuhen befestigt war.

Döblin blieb einen Augenblick stehen. Nachdem er sich überzeugt, daß sein Begleiter, der sich aus Ehrfurcht einige Schritte hinter ihm gehalten, folge, trat er in den ziemlich dunklen Hausflur und begann, eine stockfinstere Stiege empor zu steigen. Im Gange angelangt, wandte sich der Schuster an Burger.

„Er wird mir argumentiren können,“ sagte er, „daß ich kein Wort mit ihm gesprochen habe. Es ist

wegen der Ueberraschung, — hab's meiner Frau versprechen müssen."

Burger nickte bejahend, ohne eigentlich den Sinn der an ihn gerichteten Worte verstanden zu haben.

Eine Thüre hatte sich geöffnet und die wohlbeleibte Gestalt eines hochgewachsenen Weibes trat unter den Eingang.

„Hast Du ihn glücklich hieher gebracht, Mann?"

Döblins ganzes Benehmen hatte sich beim Erscheinen der lieben Ehehälfte wesentlich verändert. Der aufblähende Dünkel war weggeblasen, und seine fast unterwürfige Haltung zeigte, daß hier seine Herrschaft ein Ende habe.

„Alles ist nach Deinem Willen geschehen, Margareth! Alles verschwiegen, — nur das weiß er," setzte er etwas schüchtern bei, „daß ich der Generalagent des Königs von Preußen bin."

„So, — da hast Du ihm ja etwas recht Gescheidtes gesagt! Wenn Dir nur der „„General=Agent"" den Kopf nicht ganz verrückt."

Der zurechtgewiesene Ehemann murmelte etwas, wie: — „gegen alle Reputation," — wobei jener Bullenbeißerzug schattenhaft in sein Gesicht trat. Wie aber die Schatten vor dem Lichte fliehen, so entwich jener bissige Anflug vor Margareths Herrscherblick.

„Entschuldigen Sie, Herr Burger!" wandte sich jetzt das Weib an Heinrich. „Bei den Männern gib

es immer zu korrigiren, — besonders bei dem meinigen, bei dem es im oberen Stocke bedeutend überhängt, seitdem er, wie er sagt, mit dem Könige Concilium hält. — Nun, was meinen Sie, Herr Burger, weßhalb ich Sie habe rufen lassen?"

„Ich kann es mir nicht denken, Frau Döblin!"

„Machen Sie sich auf etwas sehr Wichtiges gefaßt! Ich will Ihnen ein Bischen auf die Spur helfen. — Sie kennen doch Anna Ferner? Oder hätten Sie das liebe gute Kind schon vergessen, seitdem Sie im blauen Rocke stecken?"

„Vergessen, — Aennchen vergessen? Wenn ich offen die Wahrheit sagen soll, so denke ich sonst an gar nichts, als an sie."

„Ei, — das ist ja recht schön! Anna würde sich gewiß freuen, wenn sie das hören könnte," sagte Margareth mit einer halben Bewegung gegen das Innere des Zimmers. „Und Sie freuen sich doch auch gewiß, etwas von Anna zu hören?"

„Es wird doch etwas Erfreuliches sein?"

„Was denn sonst? Erwarten Sie etwa eine Trauerkunde?'

„Ach ja," — entgegnete Burger trübe, „ich muß auf so etwas leider gefaßt sein. Der Wälsche, — Marquis heißen Sie ihn, — welcher mit dem Könige auf dem Rheinsberger Schlosse war, sagte mir heute, daß Aennchen spurlos verschwunden sei, — kein Mensch wisse,

wohin. Wie mich das erschreckt hat! Hätte kein Blut gegeben, wenn man mir Ader gelassen hätte."

„Der Marquis ist ein ganz abscheulicher Mensch, Sie so zu erschrecken! Aber wie freut es mich, daß Sie so erschrocken sind! Denn dies beweist, daß Sie Anna gut sind, — und sie verdient es auch."

„Kennen Sie denn Anna?"

„Nun wahrhaftig, werde doch meine Pathe kennen, mit der ich noch dazu blutsverwandt bin!"

„Und auch den Marquis kennen Sie?"

„Gesehen hab' ich den Laffen noch nicht, aber schon gehört von ihm, — jedoch nichts Gutes."

„Haben Sie nichts davon gehört, daß Anna verschwunden sein soll?" fragte Heinrich in ängstlicher Spannung.

„Gewiß! Es versteht sich doch von selbst, daß man weiß, was in der Familie vorgeht. Nun, erschrecken Sie nur nicht wieder, — Sie werden ja ganz blaß! Anna ist frisch und munter, wie ein Fisch im Wasser. Wollen Sie sich selbst überzeugen?"

Margareth öffnete die Thüre vollständig. In Mitte des Zimmers stand Anna, strahlend vor Freude, und jetzt dem verblüfften jungen Manne entgegeneilend. Dieser stand unbeweglich, den staunenden Blick auf sie geheftet.

Anna küßte den vor Ueberraschung immer noch Unbeweglichen auf die Stirne.

„Willkommen, Heinrich!“ sagte sie. „Ich wollte einmal sehen, wie es Dir in Breslau geht.“

„Ach Gott, — Anna, — ach Gott!“ brachte er mühsam hervor.

„Ein treues, gutes Herz!“ lobte Margareth. „Kommt herein, Kinder! Wahrhaftig, Thränen laufen mir aus den Augen, so bin ich gerührt über die Freude Eures Wiedersehens! Sehen Sie, Herr Burger, - Anna ist schon seit vierzehn Tagen bei uns. Wir haben seither immer nach Ihnen spionirt, konnten Sie aber nicht finden. Als Sie heute an der Kriegskasse Wache standen, ging ich mit Anna vorüber, — der abscheuliche Marquis plauderte gerade mit Ihnen. Ja, das ist ein elender Mensch der Marquis! Er allein ist schuld daran, daß Sie gepreßt wurden, — er allein! Wäre mein Mann kein Dummkopf gewesen, so hätte er Sie noch rechtzeitig warnen können.“

„Ich bin kein Dummkopf, Margareth! Als ich im Schlosse zu Rheinsberg den Marquis mit dem Major abreden hörte, wußte ich nicht, daß Heinrich der Bräutigam unserer Anna ist.“

„So, — das wußtest Du nicht? Du hast doch sonst immer eine so feine Nase! Aber jetzt geh', Alter, hole im Keller den besten Krug Wein, damit der gute Burger alles vergangene Herzeleid hinabtrinkt.“

Während Döblin in den Keller und Margareth in die Küche ging, vergaß Heinrich, im Anblicke Anna's, alle überstandenen Drangsale. Sie standen in der Fenster=

nische und hielten sich bei den Händen. Sie fand, daß sich der ehedem so gesunde Müllerbursche sehr verändert habe, und ihr Blick ruhte besorgt auf ihm.

„Es ist mir gerad', als ob ich träume, Aennchen! Stehst Du wirklich neben mir? Ist das wirklich Deine Hand?" — und er drückte einen Kuß auf dieselbe. „Nicht wahr, Du verzeihst mir, weil ich Deine Hand küsse? Es ist ja nur das eine Mal."

„Du bist doch immer gesund gewesen, Heinrich?"

„Krank gerade nicht, aber auch nicht gesund. Ich war in großen Nöthen wegen Dir; — dachte immer an die unverschämten Hofleute. Und jetzt war's gut, daß Du gekommen bist. Auf die Neuigkeit, welche mir heute der Wälsche sagte, wäre ich sicher wahnsinnig geworden, oder gestorben vor Aengsten."

Sie blickte ihn liebevoll an.

„Mache Dir weiter keine Sorgen, Heinrich! Nach Rheinsberg kehre ich so bald nicht zurück. Meine Base Margareth hat keine Kinder, sie schrieb oft, ich möchte sie besuchen und bei ihr bleiben, und als ich hörte, daß ihr gegen Breslau marschirt, da machte ich mich auf den Weg."

Burger kam nun täglich zum Besuche. Sein leidendes Wesen wich bald wieder dem früheren blühenden Aussehen, und sein Trübsinn der früheren Munterkeit.

Döblins Beherrscherin interessirte sich ungemein für den jungen Menschen, da ihr dessen Biederkeit und lau=

terer Sinn eben so wenig entging, wie seine große Liebe zu Anna, Margareths Liebling. Der vortrefflichen Frau genügte es aber nicht, den Gegenstand entdeckt zu haben, sie sann auf Wege, ihn aus dem blauen Rocke zu erlösen.

„Hör' einmal, Döblin," sprach sie zu ihrem Manne, „Du rühmst Dich immer, bei dem Preußenkönig so viel zu gelten. Ist das die Wahrheit oder nur Großsprecherei von Dir?"

„Ich qualifizire mich nicht pluraliter, als ich singulariter gelte bei dem König," antwortete der aufgeblähte Schuster.

„Laß mir die wälschen Brocken weg, — Du weißt, ich kann das tolle Zeug nicht ausstehen! Sprich deutsch, aber nicht polnisch oder russisch. — Wie steht's mit Deiner Geltung bei dem Preußen?"

„Meine Geltung steht hoch an, Margareth! Der König würdigt das Verdienst, und ich hab' mich verdient gemacht, wie Keiner."

„Das ist wahr! Seit Monaten ist das ein geheimes Zusammenhocken, ein Hetzen und Schüren, als sollte der T— beschworen werden. Du kamst ja fast nicht mehr nach Hause, und hast seit Monaten keinen Stiefel fertig gebracht."

„Aber ich hab' uns die Böhmen vom Halse geschafft und die goldenen blanken Gulden in unsere Truhe. O, der König weiß mich zu existimiren, er weiß auch, was ich ihm prästirt habe."

„Dann wird der König auch etwas für Dich thun."

„Wenn es nicht zu den Impassibilitäten gehört, so ist der König für mich zu Allem solvent.“

„Wird er den Burger auf Deine Fürbitte freigeben, Döblin?“

„Eine Bagatelle, Margreth, — eine Bagatelle!“

„Und willst Du für den Burger Fürbitte einlegen, Männchen?“

„Für Deine Gunst will ich Alles einlegen, — Reputation, Dignität und jede Qualification.“

„Dann mach' Dich auf die Sohlen, lieber Mann! Der Burger ist ein gar guter Mensch, Anna liebt ihn außerordentlich und er verdient es. — Ich lege Dir Deinen grünen Rock mit den gelben Knöpfen, Deine seidene Weste und die silberne Uhrenkette zurecht, damit Du Dich als mein Mann selbst vor dem Könige kannst sehen lassen.“

Döblin nickte bejahend.

Margareth entfernte sich in demselben Augenblicke, als Döblins Freund und Wühlergenosse, Schneider Fitting, eintrat. Der Mann sah verstört aus, und seine Lungen arbeiteten gewaltig, in Folge des eiligen Ganges.

„Döblin, — o weh, — Döblin, wir sitzen schön in der Patsche,“ sagte er keuchend. „Der König hält sein Wort nicht, — tausend Mann sind wieder eingezogen, — wir müssen doppelte Steuern bezahlen, den Steuerdirektor hat er festnehmen lassen, weil der Steuer=

direktor sagte, des Königs Ansinnen laufe unseren Freiheiten zuwider, — das Volk steht in Haufen zusammen, — die Leute schimpfen fürchterlich, besonders auf Dich, weil Du die verrätherischen Preußen hereingeschafft hast."

Döblins Augen wurden immer größer, und sein Gesicht nahm allmälig jenen Bullenbeißerausdruck an, der in Stunden der Thätigkeit ihm eigen war. Der dünkelhafte Schuster verschwand vollständig, und der schlaue, listige Wühler vergaß nicht nur alle „Reputation und Dignität des Generalagenten," er durchschaute zugleich Friedrichs Fehler, und die ihm persönlich drohende Gefahr von Seite des ergrimmten Volkes.

„Das sind schöne Geschichten," sagte er. „Ist der König von Sinnen? Hätte er für die Breslauer die Honigwochen nicht so lange ausdehnen können, bis er das Heft fest in der Hand hatte?"

„Was gibt's denn?" fragte die zurückkehrende Margareth. „Döblin, was hast Du? So sprich doch, Mann, — weßhalb so unwirsch?"

„Still, Weib!" versetzte der Schuster, welcher im Zimmer hin und her ging, und jetzt nur so lange stehen blieb, um die Frage seines Weibes in einem harten Tone zu beantworten. „Kümmere Dich um Deine Sachen, aber nicht um Dinge, von denen Du nichts verstehst."

„Ah so, — ist es wieder um diese Zeit!" sagte sie gelassen, nachdem sie einen Blick auf das bissige Gesicht ihres Mannes geworfen.

„Hast Du meine Kleider zurecht gelegt? Muß gleich zum Könige."

„Alles bereit, lieber Mann! — Aber was ist's denn schon wieder, Fitting?" fragte sie, nachdem Döblin weggegangen. „Mein Mann ist wieder so grimmig, wie ein Kettenhund. Sonst ist er das beste Herz, — hat er aber diese Launen, dann ist mit ihm gar nicht auszukommen. Er duldet keinen Widerspruch, — keine Frage, — keinen Rath, — gar nichts! Spukt der Generalagent in ihm, dann meint man, es seien zehntausend Teufel in ihn gefahren. — Was ist denn schon wieder los?"

Der Schneider erzählte die Angelegenheit.

„Weiß Er was, Fitting? Das Ding gefällt mir fast! Waren wir nicht glücklich unter der österreichischen Regierung? Aber gelt, der Preußenkönig hat euch den Himmel versprochen, bis er in Breslau war und jetzt habt ihr die Hölle. So ist's recht, — das ist der Lohn für euren Verrath. — Aber still, — eben kommt er."

Der kleine Schuster, im grünen Rock mit den gelben Knöpfen, trat ein. Margareth ließ einen zufriedenen, fast stolzen Blick über seinen Anzug gleiten.

„Warte, lieber Mann, — da hängt ein Faden!" — und sie machte sich an ihm zu schaffen. „Jede besorgte Frau hat ein Auge auf ihren Mann. — So, — jetzt bist Du prächtig herausgeputzt, kannst Dich vor dem Könige schon sehen lassen. — Nicht wahr, Männchen, Du vergißt doch den Burger nicht?"

„Kleinigkeiten, — hab' jetzt andere Dinge zu schaffen!"

„Ei, Männchen, Du hast es ja versprochen, den Burger loszubitten, und ich weiß, Du hältst Dein Wort."

„Nicht der Rede werth, — aber mein Wort halt' ich," — und fort war er.

Friedrich II. hatte durchaus nicht die Ansicht des Schusters Döblin: — er dachte nicht daran, die guten Bürger von Breslau länger zu täuschen. Nachdem die Veste gewonnen, vergaß er den Vertrag; denn der Vertrag war nur dazu errichtet worden, die Festungsthore zu öffnen, und nachdem dies geschehen, war der Vertrag vollkommen überflüssig.

„Man muß sein Bündniß brechen, wenn es nachtheilig wird*)," lautet Friedrichs Grundsatz in dieser Beziehung.

Die Freiheiten und das ständige Wesen der Stadt Breslau vertrugen sich mit Friedrichs Regierungsmaxime nicht; „denn," — lautet sein weiterer Grundsatz, „es ist für einen großen Mann nützlicher, als Despot zu herrschen, und es darf keine Gleichheit obwalten zwischen dem Rechte des Monarchen und demjenigen des Unterthanen oder Sklaven**)."

Kaum hatte der König eine starke Besatzung in die Stadt gezogen, als er daran ging, dem vormals freien

*) Morgenstudien S. 62.
**) Ebendas. S. 28.

Breslau eine despotische Regierungsform zu geben. Das preußische Kriegscommissariat wurde an die Stelle des österreichischen Oberamtes gesetzt. Das Kriegscommissariat forderte für Niederschlesien 191,000 Thaler Steuern. Die Steuerdeputation verweigerte die Summe.

Das Kriegscommissariat drohte.

Die Breslauer beriefen sich auf ihre Freiheiten und auf den Vertrag.

Sala v. Groß̈a, der am lebhaftesten widersprach, wurde ergriffen und von Soldaten nach Oels abgeführt. Das Volk murrte. Auf Straßen und öffentlichen Plätzen rottete sich die Menge zusammen. Reitersäbel trieben die Unzufriedenen auseinander. Döblin begegnete einem solchen Schwarme, den die Husaren vor sich hertrieben.

„Dort kommt der Urheber unseres Unglücks!“ riefen Einige. „Siehst Du, Döblin, wie Dein guter, frommer König mit uns verfährt?“

„Döblin, willst Du Steuern zahlen gehen?“

„Warum hast Du uns die Preußen hereingebracht? Lieber tausend Böhmen, als einen Preußen.“

„Döblin, verdammter Pechfinger, — warte nur, wir wollen Dir's eintränken!“

Solche Reden fielen und noch derbere Drohungen. Der Schuster entwich durch eine Seitengasse und betrat bald darauf des Königs Zimmer.

„Was bringt Er, mein lieber Döblin?“ fragte der jugendliche Monarch, nicht ohne Interesse das Bullenbeißergesicht des Schusters betrachtend, worin Trotz, Verwirrung und Angst sich spiegelten. „Wie finden sich die guten Breslauer in das neue Regiment?“

„Schlecht, Majestät, — schlecht! Die verlangten Steuern erhitzen die Köpfe und erwecken Unzufriedenheit!“

„Das wird sich schon geben! Die Breslauer sind ein verwöhntes Völkchen. Sie müssen sich eben in die neue Ordnung finden.“

„Schwerlich, Majestät, schwerlich! Sie hätten nur hören sollen, wie ich eben geschimpft wurde, weil ich den Preußen die Thore öffnete.“

„Er hat sich allerdings große Verdienste und meinen Dank erworben. Im Uebrigen laß' Er sich nicht bange machen. Meine Soldaten werden die Trotzköpfe schon zur Raison bringen.“

„Das Volk beruft sich auf den mit Eurer Majestät abgeschlossenen Vertrag, — es beruft sich auf seine Freiheiten und will durch Steuern nicht gedrückt sein.“

„Ah, — soll ich etwa jede Woche einige hunderttausend Thaler aus Berlin kommen lassen, um sie unter die guten Schlesier zu vertheilen?“

„Das nicht, Majestät! Aber das Volk will, daß seine Rechte und Freiheit gewahrt bleiben.“

„Das Volk will? So —!“ rief der König, wobei es in seinen Augen jäh aufleuchtete. „Der König will, — das Volk gehorcht!“

„Aber bedenken Sie doch, Majestät,“ —

„Nichts weiter von der Sache! Wir wollen die Canaille schon zur Raison bringen. – Hat Er sonst noch etwas?“

Die plötzliche Schärfe Friedrichs benahm Döblin allen Muth. Kaum wagte er, die Fürbitte für Burgers Freilassung vorzubringen.

„Ist er bei Sinnen, lieber Mann? Womit soll ich den Feind bekämpfen und das lärmende Volk niederhalten, wenn ich meine besten Leute heimschicke?“

„Auf diesen einzigen Mann wird es Eurer Majestät gerade nicht ankommen. Alles Verdienst um die Sache Eurer Majestät und alle Gunst, die ich bei Eurer Majestät genieße, lege ich in die Wagschaale für Burgers Freiheit.“

„Dem Verdienste ward bereits seine Krone, — königliches Gold! Die Gunst aber, in der Meister Döblin bei seinem Könige steht, wird derselbe hoffentlich nicht mißbrauchen wollen.“

„Mir selber liegt an dem Burger gar nichts, — aber ich hab' es meiner Frau versprochen, und erlange ich Burgers Freiheit nicht, so kann ich's im Hause nicht mehr aushalten.“

Friedrich mußte über Döblins grämlichen Ton lächeln und zugleich über dessen Angst vor der lieben Ehehälfte.

„Ei, ich merke, Meister Döblin, daß es hier noch eine strengere Herrschaft gibt, als die meine. Gut, sage er seiner Frau, daß Burger frei ist, sobald er den Wolf gesehen und das Pulver gerochen hat.“

Judas Makkabäus auf der Flucht.

Die Oesterreicher sammelten in Mähren ein Heer, um die Preußen aus Schlesien zu vertreiben. Feldmarschall Neippberg hatte beiläufig 20,000 Mann zusammengebracht. Sie bestanden größtentheils aus unregelmäßigen, ungeübten Truppen, — aus Hanaken, Croaten und Gorellen, — Leute, in der Eile zusammengerafft. Den Kern des Heeres bildeten einige Tausend kriegsgeübten Fußvolkes und 3000 vortreffliche Reiter.

Friedrich rückte, nachdem er aus Preußen Verstärkung herangezogen, an Mährens Grenze. Seine musterhaft gedrillten und trefflich gerüsteten Truppen, seine Ueberlegenheit durch die Masse und seine sechzig wohlbedienten Geschütze, ließen ihn am Siege einem Feinde gegenüber nicht zweifeln, der sich in Eile und Noth aus sehr unzuverlässigen, zweifelhaften Elementen gebildet hatte, und der schlecht bewaffnet war.

Zugleich war es dem Könige gelungen, den alten Fürsten von Dessau für die Theilnahme am Feldzuge

zu gewinnen. Lange blieben alle Vorstellungen fruchtlos. Leopold weigerte sich beharrlich, den Degen zu ziehen gegen das Kaiserhaus. Aber der einmal begonnene Krieg konnte nicht rückgängig gemacht werden, — der jugendliche König bedurfte eines erfahrenen Feldherrn, — die preußische Fahnenehre stand auf dem Spiele, — und der alte Fürst übernahm ein Commando mit schwerem Herzen.

Die preußischen Truppen lagerten bei Jägerndorf. Nach einem anstrengenden Eilmarsche rasteten sie auf den Gefilden, welche der Frühling mit jungem Grün zu schmücken begann. Hohe Rauchsäulen stiegen von den Feuerstätten empor, und in den Feldkesseln brodelte über den Flammen die Mahlzeit für die hungrigen Krieger. Diese lagen am Boden umher, müde und abgespannt, indeß die blanken Läufe und Bajonette der in Pyramiden aufgestellten Gewehre in der Sonne leuchteten. Während bei den Meisten der Feldkessel und dessen Inhalt den einzigen Gegenstand ihrer Betrachtung bildeten, saß Burger mit seinem Freunde Hill von der Feuerstätte etwas entfernt.

„Ich kann mich über Dich nicht genug wundern,“ sagte Hill. „Du klagst nie, — beschwerst Dich nie, — bist mit Allem zufrieden. Glaube ich doch, meine Beine wären zerbrochen vor Müdigkeit. Seit vier Uhr heute Morgen auf den Beinen, — immer vorwärts, ohne Ruhe und ohne Aufenthalt, so daß ich meinte, wir sollten heute noch bis an's Ende der Welt marschiren! Alles flucht und schimpft in den Bart, — Du allein

läufst neben mir her, wie ein Lamm so geduldig, und wenn's jetzt zum Aufbruche trompetete, nähmest Du sicher ohne alle Widerrede den Ranzen auf den Rücken und gingest weiter."

Burger lächelte.

„Weißt Du auch, was mich aufrecht hält und Alles geduldig ertragen lehrt?"

„Nun, — was denn?"

„Der Gedanke an Anna," antwortete Heinrich etwas verlegen. „Siehst Du, Franz, als ich von ihr schied zu Breslau, sagte sie: „„Lieber Heinrich, verliere nur den Muth nicht, — gib Deinen Vorgesetzten keinen Grund zur Klage, — thue Alles mit gutem Willen, es fällt Dir dann weniger schwer. Vertraue fest auf Gott, — ich denke an Dich und bete für Dich, Heinrich!"" — So oft mir nun die Geduld ausgehen will, denke ich an Aennchen, und Alles ist weg."

„Was doch die Liebe nicht Alles kann!" sagte Hill, zeichnete nachdenklich Figuren in den Sand und summte vor sich hin:

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb!

Sie ist mir treu und ist mir gut,
D'rum bin ich frisch und wohlgemuth!"

„Wie oft haben wir dieses Lied mit einander gesungen, Heinrich, als wir an warmen Sommerabenden

am Bache Deiner Mühle saßen! Damals wäre uns freilich nicht eingefallen, daß wir so bald in den Krieg müssen."

„Kämen wir doch einmal an den Feind!" versetzte Burger. „Der König hat ja versprochen, mich freizugeben, sobald ich Pulver gerochen und den Wolf gesehen hätte."

„Der König hat's versprochen, — hm! Der Freischein in der Tasche wäre mir lieber, als des Königs Versprechen. Was hat der König den Leuten in Breslau nicht Alles versprochen, — sogar schriftlich gegeben! Mit dem Halten des Versprechens ist's aber etwas ganz Anderes. Du hast gesehen, wie wild und erbost zuletzt die Breslauer auf den König wurden, weil er ihnen sein Versprechen nicht hielt. — Aber jetzt komm', — die Suppe ist fertig!"

Nach mehrstündiger Rast setzte das Heer seinen Marsch gegen Süden fort.

Am folgenden Morgen, den zehnten April, lagerte das Heer bei Mollwitz. Verschiedene Anzeichen verriethen die Nähe des Feindes und die bevorstehende Schlacht. Die Truppen erhielten Speise im Ueberfluß. Ihre Feldflaschen wurden mit Branntwein gefüllt und ihre Taschen mit scharfen Patronen. Adjutanten sprengten hin und her. Der König ritt durch die Reihen, hie und da mit kurzen Worten die Soldaten anfeuernd

Truppenkörper begannen, sich in Bewegung zu setzen. Sie rückten nach verschiedenen Punkten, und

blieben dann wieder stehen. Das Regiment, worin Burger diente, löste sich in seine Bataillone auf, und wurde zwischen Reiterschwadronen geschoben, um diese zu unterstützen.

In der Ferne wirbelten Staubwolken empor, — der Feind nahte. Nach kurzer Zeit tauchten dunkle Linien über der Ebene auf. Die Preußen rückten vor. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, wie auf dem Uebungsplatze, marschirten sie gegen die Oesterreicher los.

Auf einer Anhöhe hielt der König, von seinen Adjutanten umgeben. In den Zügen des jungen Fürsten malte sich lebhafte Aufregung und Erwartung. Bald sah er nach Norden, wo Fürst Leopold von Dessau das Hintertreffen befehligte, bald auf die vorrückenden Linien, bald nach Süden, wo der Feind plötzlich Halt machte. Ihm zur Seite hielt Boyer, dessen kühles, ruhiges Benehmen bewies, daß er nicht zum ersten Male auf dem Schlachtfelde stand.

„Wir trennen uns zu weit von Dessau," sagte Friedrich besorgt. „Er kann uns nicht rasch und wirksam genug unterstützen."

„Lassen Sie die Schlacht sich erst gestalten, Sire!" entgegnete Boyer. „Ist die feindliche Armee wirklich so schlecht bewaffnet, wie man versichert, bedürfen wir Dessau's Hilfe gar nicht. — Zudem scheint Neipperg ein sehr lässiger, oder ein sehr beschränkter General zu sein," fuhr der Marquis fort, durch das Fernrohr die

Oesterreicher beobachtend. „Sein Fußvolk ist nicht einmal in Schlachtordnung aufgestellt. Sollten unsere Eilmärsche die Oesterreicher überrascht haben?“

Boyer hatte richtig gesehen und richtig geurtheilt: — Neipperg wurde von den Preußen, die er noch einige Tagreisen entfernt glaubte, wirklich überrascht. Seine Reiterei vorschiebend, suchte er das Fußvolk in aller Eile aufzustellen.

Friedrich erkannte augenblicklich die Blöße seines Feindes, und traf seine Maßregeln.

„Die Artillerie rasch auf Schußweite vor,“ befahl er.

Der Adjutant sprengte davon.

Der König sah immer durch das Fernrohr, zuweilen unverständliche Laute der Spannung oder des Unmuthes ausstoßend.

Jetzt begannen die preußischen Geschütze zu feuern, — Friedrichs Angesicht verklärte sich. Die österreichischen Schwadronen, plötzlich dem verheerenden Feuer von dreißig Kanonen ausgesetzt, kamen in Verwirrung. Ringsum rissen die Kugeln Lücken in ihre Reihen, sie flogen zischend über den Köpfen der Reiter weg, oder fuhren in sausendem, Staub aufwirbelnden Tanze in den Boden. Fort und fort rasselten immer mehr Geschütze heran, stellten sich auf, und ihre gähnenden Schlünde begannen Tod und Verderben unter die Oesterreicher zu schleudern.

„Ein herrliches Schauspiel!" rief der König entzückt. „Sehen Sie nur, Boyer, wie unsere Geschosse die feindlichen Reihen lichten!"

„Die feindliche Reiterei ist allerdings in keiner angenehmen Lage, — eine solche Kanonade aushalten zu müssen, — verzweifelt!" entgegnete der Marquis. „Bin doch begierig, wie sich der Feind aus dieser Klemme hilft!"

Die Geschütze donnerten unausgesetzt fort. Jeden Augenblick entstanden Lichtungen in den feindlichen Linien. Allenthalben bildeten sich Gassen, den Weg bezeichnend, welchen die Kugeln nahmen. Die Lücken füllten sich sogleich wieder, um neuerdings zu entstehen. Aber die Oesterreicher wichen keinen Schritt zurück. Beharrlich trotzten die Schwadronen dem vernichtenden Feuer.

Plötzlich änderte sich die Lage. Die Reiter, vortrefflich beritten, tapfere, abgehärtete Männer, von denen Viele unter Prinz Eugen gegen Türken und Franzosen siegreich gekämpft hatten, knirschten vor Ingrimm, sich thatlos zusammenschießen lassen zu müssen, — blos zu dem Zwecke, um das Fußvolk in seiner Aufstellung zu decken. Der Reitergeneral Römer, ein kühner, entschlossener Mann, faßte rasch seinen Plan. Er bildete eine Angriffssäule von zwanzig Schwadronen, um die Preußen zurückzutreiben.

„Geben Sie Acht, Sire," sprach Boyer, welcher Römers Absicht errieth, „dort zieht sich ein Wetter zusammen, das uns Schaden bringen wird."

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte Römer die Schwadronen geordnet, und nun stürmten diese, mit unwiderstehlicher Furie, gegen die nächsten preußischen Schwadronen los, welche wie Spreu nach allen Richtungen auseinanderstoben. Die zwischen ihnen aufgestellten Bataillone hielten zwar Stand und feuerten muthig fort.

„O weh," rief Hill an Burgers Seite, „unsere Reiter nehmen Reißaus und lassen uns stecken."

„Und jetzt kommen uns die Oesterreicher über den Hals," entgegnete Burger, als eben mehrere Schwadronen gegen das Bataillon anstürmten.

Noch einmal feuerte das wackere Bataillon und jetzt war es mit den Reitern handgemein.

Ein bärtiger, wilder Geselle, mit einem vernarbten, verwetterten Gesichte, holte gegen Burger zum Hiebe aus. Dieser lenkte mit dem Gewehre den Streich ab, allein der nächste Hieb erfolgte mit solcher Schnelligkeit und Kraft über Burgers Gesicht, daß dieser stöhnend zusammenbrach.

Der König hatte mit der größten Bestürzung den schnellen Wechsel wahrgenommen.

„Das zweite und dritte Regiment zur Unterstützung!" befahl er.

Bevor jedoch die Hilfe kam, waren alle zur Unterstützung der Reiterei aufgestellten Bataillone vollständig zersprengt. Die Oesterreicher stürmten gegen die Kanonen, hieben deren Bedienung zusammen, und bald

waren die meisten Geschütze in ihrer Hand. Das zweite und dritte Regiment rückte vor. Das Schicksal beider war schnell entschieden, sie wurden geworfen und lösten sich in wilde Flucht auf.

Boyer betrachtete mit Bewunderung die Kühnheit und Tapferkeit der feindlichen Reiterei; — der König sah nichts, als die Flucht der Seinen. Er hatte alle Fassung verloren, und starrte in Verzweiflung auf das Schlachtfeld, wie in einen tiefen Abgrund, der unerbittlich vor seinen Augen alle Hoffnungen und Plane verschlang*)

„Es ist entsetzlich, — Alles verloren, — Alles dahin!“ stieß er, wie betäubt, hervor.

In demselben Augenblicke erschien Feldmarschall Schwerin an der Spitze einer Schwadron.

„Majestät, verlassen Sie das Schlachtfeld!“ rief er dem Monarchen zu.

„Gibt es denn keine Hilfe, keine Rettung mehr?“ rief der verzweifelte König.

„Dessau ist mir unbegreiflich!“ rief der Marquis. „Warum bleibt er stehen, anstatt vorzurücken?‘

„Dessau kann das Unglück des Tages nicht mehr abwenden,“ versetzte Schwerin. „Sehen Sie, eben greift das feindliche Fußvolk an. — Majestät, entweichen Sie!

---

*) Gförer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 49

Setzen Sie doch ihre Person nicht der größten Gefahr aus!"

„Ist denn wirklich Alles rettungslos verloren?" fragte er den Feldmarschall mit verzweifelten Blicken.

„Alles verloren!" wiederholte Schwerin. „Retten Sie wenigstens Ihre Person, so lange es noch Zeit ist."

„Eilen Sie zum Fürsten von Dessau," befahl der König dem Lieutenant Friedrich von Börnstedt. „Sagen Sie ihm, daß Alles vorbei sei, und daß er seine Maßregeln treffen möge, so gut es geht."

Gedeckt durch eine Schwadron, verließ der König das Schlachtfeld und floh in größter Eile, sämmtliche Begleiter hinter sich lassend, nach Löwen, von da nach Oppeln. Die Stadtthore waren verschlossen und die Mauern bereits von den Oesterreichern besetzt. Flintenschüsse empfingen Friedrich und seine Begleiter. Bestürzt eilte der König wieder zurück nach Löwen, wo er, vollständig entkräftet, anlangte.

Für Friedrichs Erwartungen und noch mehr für seinen Stolz, war der Ausgang der Schlacht bei Mollwitz ein vernichtender Schlag. Ohne die geringste Nahrung zu nehmen, saß der todtmüde und verzweifelte Mann auf seinem Zimmer. Vergebens erschöpfte Boyer alle Künste der Beredsamkeit, Friedrichs tiefe Niedergeschlagenheit zu verscheuchen. Er wollte sich nicht trösten, nicht beruhigen lassen.

„Mein Gott, — mein Gott, — Alles verloren, Alles hin!" rief er wiederholt aus.

„Nicht doch, Sire!“ entgegnete Boyer. „Die Schlacht bei Mollwitz drängt uns nur etwas zurück. Ihrem Genie und Ihrer Thätigkeit wird es bald gelingen, diese Scharte auszuwetzen.“

Friedrich schüttelte trübe das Haupt.

„Die Philosophie muß in allen Lebenslagen uns Trost und Halt bieten,“ fuhr der Marquis fort. „Der freie Geist verliert niemals die ruhige Fassung. Der Neid des Geschickes ist vielmehr für ihn nur ein Sporn, dem Unglücke das Glück abzutrotzen.“

„Was reden Sie da, Boyer! Keine Philosophie der Welt vermag es, die Niederlage bei Mollwitz ungeschehen zu machen.“

„Wohl, Sire!“ antwortete der Marquis. „Eine Thatsache kann nicht absolut ungeschehen gemacht werden, wohl aber relativ,“ — und der Philosoph erging sich in den feinsten Distinktionen, welche jedoch den König kalt ließen, und auch seine Niedergeschlagenheit nicht verscheuchten. Er ließ den Philosophen reden und sank zuletzt, in Folge der überstandenen Strapatzen, in einen tiefen Schlaf.

Am folgenden Morgen erschien ein Adjutant des Erbprinzen von Dessau. Auf dem Gesichte des Adjutanten strahlte es wie Freudenbotschaft. Er verlangte augenblickliche Audienz beim Könige. Dieser empfing ihn trübe und niedergeschlagen.

„Was bringen Sie?“ fragte er mit klangloser Stimme.

„Ich bringe Eurer Majestät die Nachricht unseres Sieges.“

Der König sah überrascht auf.

„Was sagen Sie? Es ist nicht möglich!“

„Dennoch, Majestät! Wir haben gestern bei Mollwitz gesiegt!“

„Um Gottes willen, — rapportiren Sie,“ drängte der König gespannt und athemlos.

„Nachdem die feindliche Reiterei die unsere geworfen, das Fußvolk zersprengt oder niedergehauen hatte, fiel sie über das Gepäck her, um dasselbe zu plündern. Der Fürst Leopold von Dessau benützte rasch und geschickt diesen Fehler. Der plündernde und zerstreute Feind wurde von allen Seiten angegriffen und mußte, vollständig besiegt, das Schlachtfeld verlassen.“

Der König lebte bei jedem Worte des Siegesboten immer mehr auf, und jetzt war seine Freude eben so grenzenlos, wie vorhin seine Verzweiflung.

Bald jedoch mischte sich in den Kelch der Freude ein sehr bitterer Tropfen, — das Bewußtsein, von dem Schlachtfelde geflohen zu sein.

„Schwerin trägt alle Schuld!“ sagte er zu Boyer. „Er drängte mich aus der Schlacht! Ohne sein Drängen klebte diese Schande nicht an meinem ersten Lorbeerkranze.“

Friedrich kehrte tief beschämt in das Lager bei Mollwitz zurück, und von dieser Zeit trug er einen unauslöschlichen Groll gegen Schwerin.

In ganz Schlesien verkündeten von den Kanzeln die Prediger den Ruhm des neuen „Judas Makkabäus". Allein die Siegesfreude fand in den Herzen der Schlesier keinen Wiederhall. Jetzt schon gewahrten sie durch den Steuerdruck und die Beschneidung ständischer Rechte, daß der Tausch ein schlechter sei.

Die unbedeutende Schlacht bei Mollwitz hatte über Schlesiens Schicksal entschieden. Maria Theresia wurde in der Folge gezwungen, diese Provinz an Friedrich abzutreten. Und als die preußischen Finanzmänner freies Spiel für die Ausübung ihrer Kunst gewannen, das Geld der Unterthanen in die Staatskasse abzuleiten, betrug die Steuerlast Schlesiens das Dreifache, wie unter der milden kaiserlichen Regierung. Als zuletzt „Judas Makkabäus" ein Recht um das andere sterben ließ, so daß endlich das Scepter des Militär-Despoten die früheren Freiheiten ersetzte, da träumten die guten Schlesier von dem goldenen Zeitalter der kaiserlichen Herrschaft.

Ungefähr ein Jahr nach der Schlacht bei Mollwitz erhielt Boyer folgenden Brief:

Herr Marquis!

Der Antheil, den Sie an meiner Person genommen haben, veranlaßt mich, Ihnen über mein weiteres Schicksal Kenntniß zu geben. Sie werden sich erinnern, daß ich auf Ihr Betreiben zum Militär gepreßt worden bin. Was Sie zu dieser Gewaltthat gegen mich veranlaßte, kann ich nur vermuthen, — hoffentlich ist Ihre Absicht

hiebei keine schlechte gewesen. Ich erfuhr auch, daß Sie während meiner Abwesenheit meine innig geliebte Anna häufig besuchten. Ihre Absichten bei diesen Besuchen kann ich auch nur vermuthen, — hoffentlich waren dieselben ehrlich. Denn ein so vornehmer Herr, wie Sie, darf ja einem ehrsamen Mädchen gegenüber keine schlechten Gedanken im Kopfe haben. — Ich muß Ihnen noch mittheilen, daß ich in der Schlacht bei Mollwitz das rechte Auge verloren habe und hiedurch untauglich wurde, meinem allergnädigsten Könige zu dienen. Mein Gesicht ist zwar durch die Schramme ziemlich entstellt, aber die Liebe meiner getreuen Anna ist noch so fest und innig, wie sie gewesen, als ich noch zwei Augen hatte.

Vor sechs Wochen haben wir uns verheirathet, und leben sehr glücklich. Sie werden selbst beurtheilen können, was es heißt, von einem so frommen, holden Wesen geliebt zu werden, wie Aennchen ist, und dasselbe wieder lieben zu dürfen. Wir leben wie im Himmel, und der Umstand, daß unser Glück angefeindet wurde, macht jetzt dasselbe nur noch kostbarer. — In der Voraussetzung, daß Sie es gut und ehrlich mit uns gemeint haben, grüße ich Sie.

Heinrich Burger.

Inhalt.

I. Der Gefangene von Küstrin.

II. Judas Makkabäus.